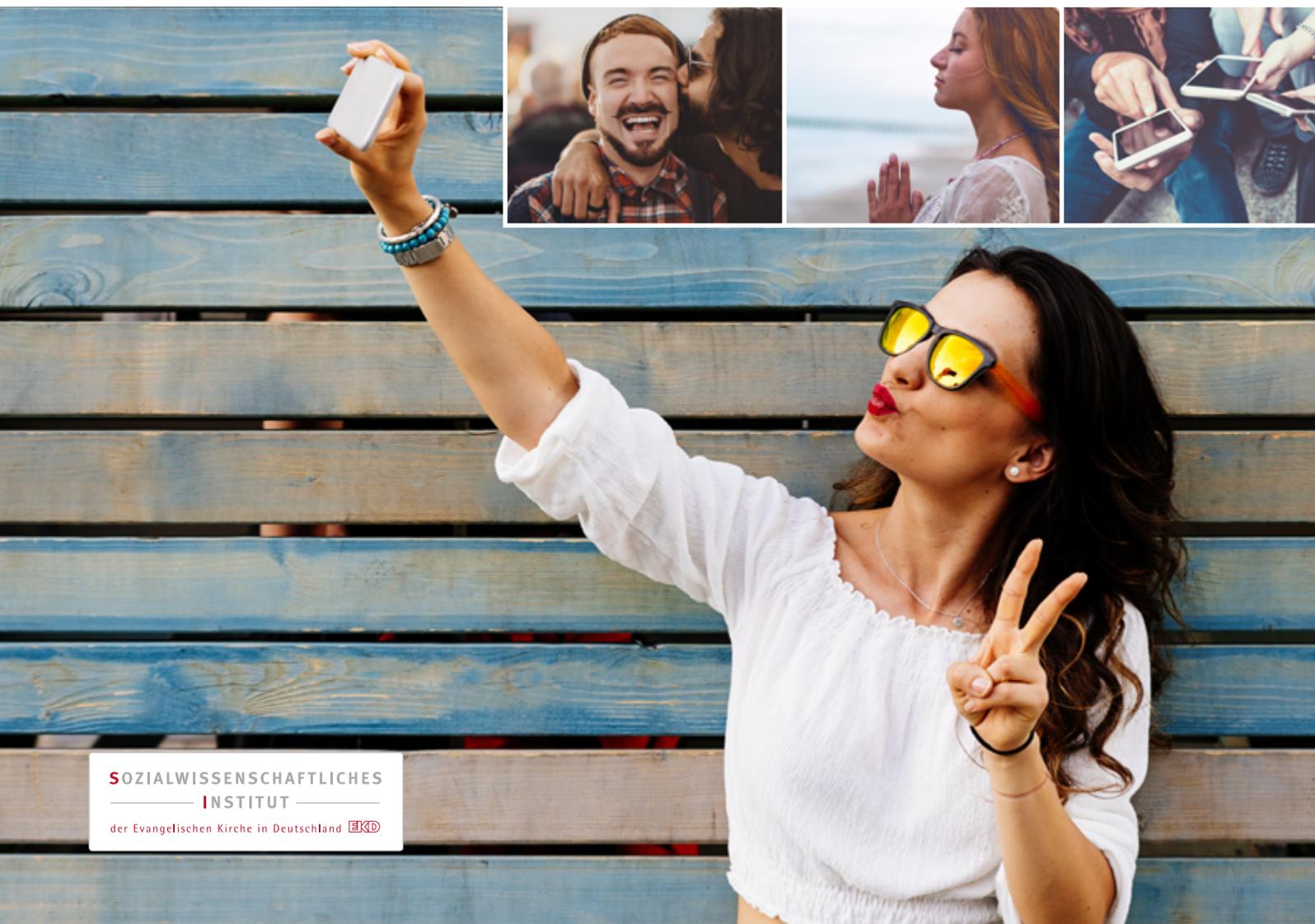


# „Was mein Leben bestimmt? Ich!“

Lebens- und Glaubenswelten junger Menschen heute

**SI**  
aktuell



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES  
INSTITUT

der Evangelischen Kirche in Deutschland **EKD**

Die deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
„Was mein Leben bestimmt? Ich!“ Lebens- und Glaubenswelten junger Menschen heute  
ISBN 978-3-9465250-5-9

Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland  
Arnswaldtstraße 6, 30159 Hannover  
Telefon 0511-55 47 41-0  
Telefax: 0511-55 47 41-44  
e-Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)

Jede Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung, Verbreitung und jede Art der Verwertung sowie jegliche Speicherung und Verarbeitung in datenverarbeitenden Systemen außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts bedürfen der schriftlichen Zustimmung des jeweiligen Urhebers. Es ist nicht gestattet, Abbildungen zu digitalisieren.

Fotos (Titelcover): iStock santypan, SolStock, Jasmina007, manop1984

© creo-media, Hannover · 2018

creo-media GmbH  
Bischofsholer Damm 89  
30173 Hannover  
[www.creo-media.de](http://www.creo-media.de)

Layout, Satz, Typographie und Bildbearbeitung bei: creo-media, [info@creo-media.de](mailto:info@creo-media.de)

---

# „Was mein Leben bestimmt? Ich!“

Lebens- und Glaubenswelten junger Menschen heute

Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SI)  
Arnswaldtstraße 6, 30159 Hannover  
Telefon 0511-554741-0  
e-mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)

Autoren:  
Ulf Endewardt, Gerhard Wegner

# Inhaltsverzeichnis

- 5**      **Warum eine Studie zur Lebens- und Glaubenswelt junger Menschen?**
- 6**      **Untersuchungsanlage**
- 7**      **Ergebnisse der quantitativen Erhebung**
  - 1. Stichprobenprofil
  - 2. ‚Mentale Landkarte‘: Wichtigkeiten im Leben, Einbindung, Ängste
  - 3. Einstellungen zum Glauben und zur Kirche
- 18**     **Ergebnisse der Fokusgruppen**
  - 1. Lebenssituation junger Menschen: Herausforderung, Einbindung und Wünsche
  - 2. Existenzielle Grundhaltungen: Lebenssteuerung und Ängste
  - 3. Glaube junger Menschen: Glaubensverständnis, religiöse Praxis und Assoziationen zur „Kirche“
  - 4. Konsequenzen für die Kirche
- 34**     **Zusammenfassung**
- 36**     **Resümee**
- 37**     **Ich, meine Familie und der liebe Gott – Eine postchristliche Generation?**

# Warum eine Studie zur Lebens- und Glaubenswelt junger Menschen?

Gerhard Wegner

Die Anregung kam vom Vorbereitungsausschuss für die 5. Tagung der 12. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die vom 11. bis 14. November 2018 in Würzburg tagt. Sie steht unter dem Thema: „Ermutigung und Zugehörigkeit – der Glaube junger Menschen“, womit Menschen im Alter von 19 bis 27 Jahre gemeint sind. Konkret dazu gibt es wenig aktuelle Studien. Entsprechend wurde das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) gebeten, eine kleine Untersuchung über die Lebens- und Glaubenswelten dieser Menschen zu erstellen und der Synode zur Schärfung der Diskussion zu präsentieren.

Nur zu gerne wurde diese Idee im SI aufgegriffen. Denn sie zeigt Interesse an der weiteren Klärung des, die Existenz der evangelischen Kirche betreffenden, größten Problems: den allgemeinen Wertorientierungen bzw. der christlichen Religiosität der nachwachsenden Generation.

Es sind nicht eigentlich die Kirchenaustritte insgesamt und allgemein, die die Reproduktion der Kirche infrage stellen, sondern es ist präzise der erkennbare Abbruch in der Weitergabe des Glaubens unter den Jüngeren, der dann auch zur Häufung der Kirchenaustritte in eben dieser Altersgruppe führt. Hält dieser Trend an – und ein Ende ist nicht zu erkennen – dann schrumpft die Kirche immer schneller, da der „taufbare Nachwuchs“ zwingend immer kleiner wird. Der Kern der Reproduktionskrise der Kirche ist die schwächelnde Religiosität der Jüngeren.

Die nüchternen Zahlen sind u.a. aus den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD gut bekannt. Alle Analysen zeigen eine lineare Abnahme kirchlicher Verbundenheit, selbst eingeschätzter Religiosität, Häufigkeit religiöser Praxis sowie religiöser Erziehung mit abnehmendem Alter der Evangelischen. Fühlen sich in den alten Bundesländern von allen evangelischen Kirchenmitgliedern noch 43% ihrer Kirche verbunden, so liegt dieser Prozentsatz bei den 14- bis 21-Jährigen bei nur noch 22%. Andere Indikatoren weisen in eben diese Richtung. Der Glaube wächst nicht mehr selbstverständlich nach. Aber es geht mit diesen Fragen auch längst nicht nur um die Kirche. Denn die Haltung der Jüngeren zu ihr betrifft nicht nur sie. Sie ist vor allem ein Indikator eines gravierenden Einstellungswandels der Nachwachsenden zu Institutionen überhaupt und in diesem Kontext auch zu so etwas wie Gemeinschaftswerten und gemeinschaftlichem Handeln. Kurz gesagt: Noch keine Generation war so sehr auf sich selbst, auf das eigene ICH, bezogen, wie die jetzt lebende. Einzig Familie und Freunde fungieren sozusagen noch als kollektive ICHs – aber der lebendige Bezug auf ein WIR in Gesellschaft und Gemeinschaft schwindet dahin. Institutionen – und eben auch die Kirche – werden nur noch dann als sinnvoll bewertet, wenn sie mir nützlich und zuhanden sind. Sie lösen sich auf in Funktionen der Resonanzbeschaffung für das Ich. Irgendeine darüberhinausgehende Ansprüchlichkeit wird ihnen nicht mehr zugestanden.

Wie sieht dieser Prozess nun genauer aus? Welche Dynamiken greifen hier? Bestätigt sich die These vom Leben in der Ich-Gesellschaft? Gibt es noch religiöse Praktiken, die mehr sind als verkappter Narzissmus? Wächst hier gar die erste nachchristliche Generation heran? Was würde das für die Kirche bedeuten – wobei man stets zugleich sehen muss, dass sie selbst diesen Prozessen ausgesetzt ist und ihnen nicht einfach gegenübersteht.

Darum geht es in der hier vorgelegten – kleinen – Studie. Sie kombiniert eine repräsentative Online Umfrage mit vier Fokusgruppendifkussionen mit Mitgliedern dieser Altersgruppe. Ihre Ergebnisse bestätigen die erwähnten Trends, was nicht sonderlich beruhigend ist. Will unsere Kirche bei diesen Menschen am Ball bleiben, dann muss einiges geschehen, aber es ist offen, was das sein könnte. Vor allem Ehrlichkeit ist gefordert. Einige Überlegungen dazu im Nachgang.

# Untersuchungsanlage

## Hintergrund und Ziel der Untersuchung

Die 12. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat sich auf ihrer 5. Tagung vom 11. bis 14. November 2018 mit dem Thema „Glaube junger Menschen“ beschäftigt.

Aus diesem Anlass hat das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) eine mehrstufige Untersuchung mit jungen Erwachsenen im Alter zwischen 19 und 27 Jahren durchgeführt.

Inhalt der Untersuchung waren u.a. folgende Themen:

- Was treibt die jungen Erwachsenen um?
- Wo fühlen sich die jungen Erwachsenen eingebunden?
- Was ist ihnen wichtig, welche Werte sind ihnen wichtig?
- Was prägt ihre Einstellungen zu diesen Werten?
- Wie lauten ihre Sinnfragen? Wo suchen und finden sie Antworten?
- Welche Einstellung zum Glauben und zur Kirche haben sie?

## Methode

Die Untersuchung gliedert sich in zwei Phasen:

- Phase I: Qualitative Erhebung im Rahmen von Fokusgruppen
- Phase II: Quantitative Online-Befragung (Panelbefragung)

## Zielgruppe und Stichprobe

Fokusgruppen: 4 Fokusgruppen mit je 6 bis 8 Teilnehmern in Leipzig und Frankfurt: Frauen und Männer zwischen 19 und 27 Jahren, die konfirmiert sind und zur evangelischen Kirche in „freundlicher Distanz“ stehen, d.h. keine Hochverbundenen und keine Teilnehmer, die die Kirche grundsätzlich ablehnen.

Pro Ort wurde jeweils eine Gruppe mit Stadtbevölkerung („Großstadt“) und eine mit Personen aus dem Umland („Kleinstadt“/ „Dorf“) durchgeführt.

Online-Befragung: 1.000 Frauen und Männer zwischen 19 und 27 Jahren, repräsentativ für Deutschland.

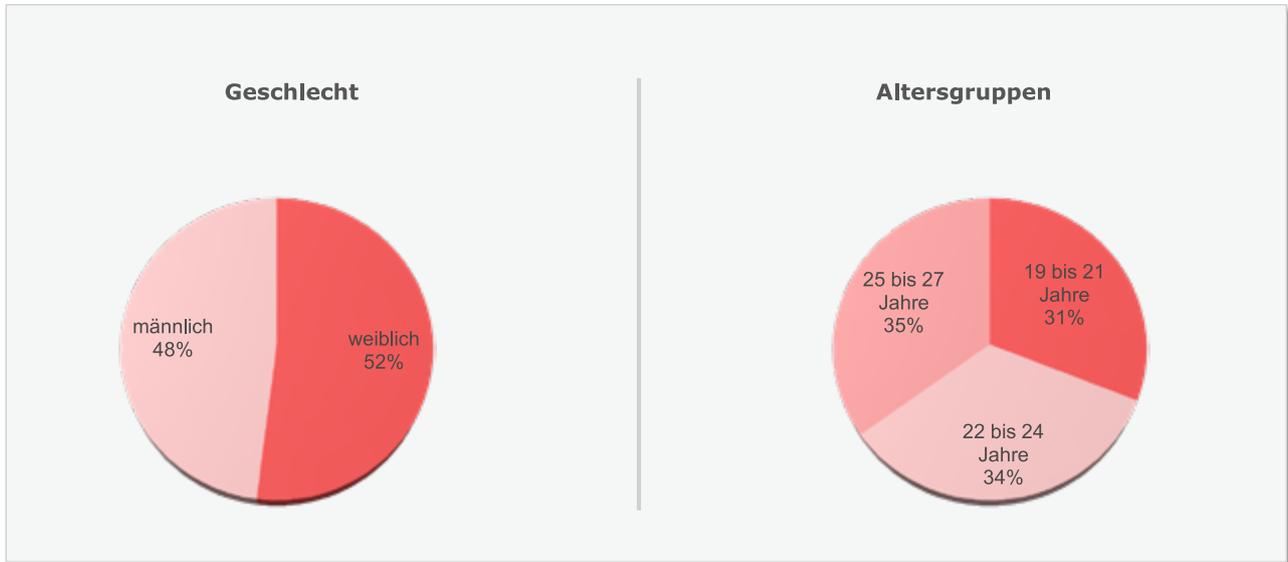
## Befragungszeitraum

Die Erhebungen erfolgten in der Zeit vom 7. bis 10. August 2018.

# Ergebnisse der quantitativen Erhebung

## 1. Stichprobenprofil

### Geschlecht und Altersgruppen

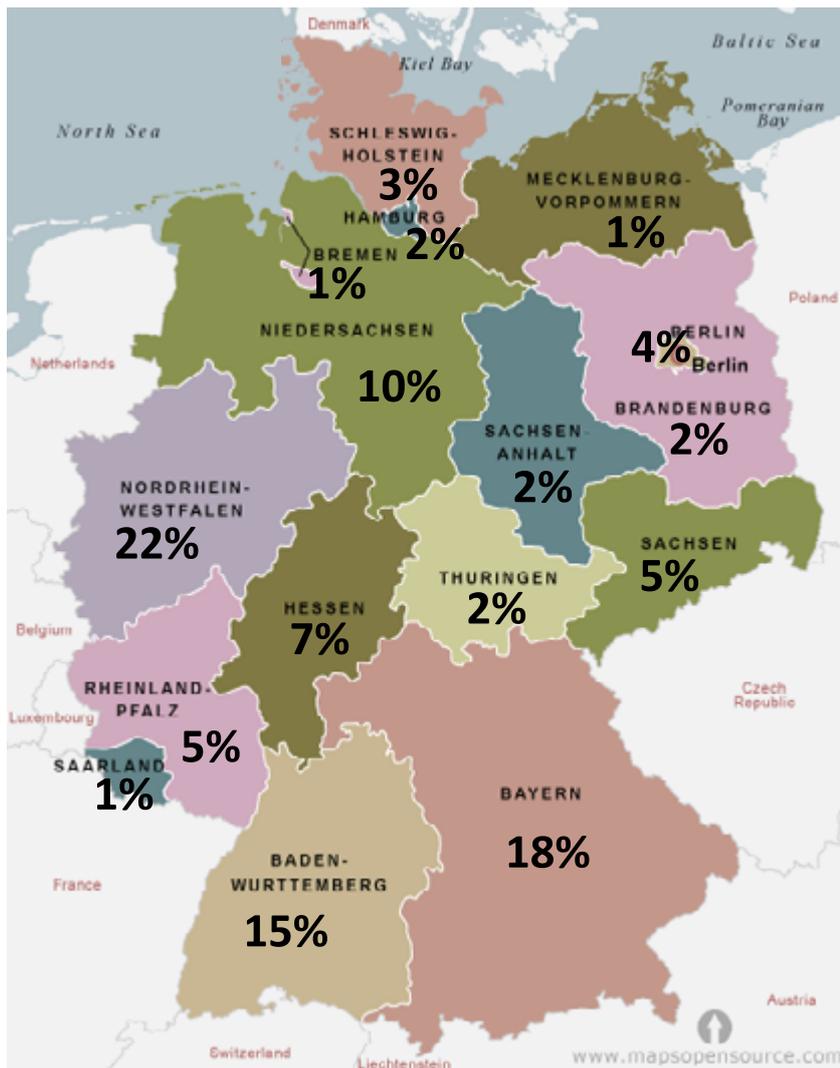


## Wohnort der Befragten (Bundesland)

In Deutschland leben nach Angaben des Statistischen Bundesamts (2017) ca. 8.5 Mio. Menschen im Alter zwischen 19 und 27 Jahren. (\*)

Das entspricht einem Anteil an der Gesamtbevölkerung in Höhe von 10%.

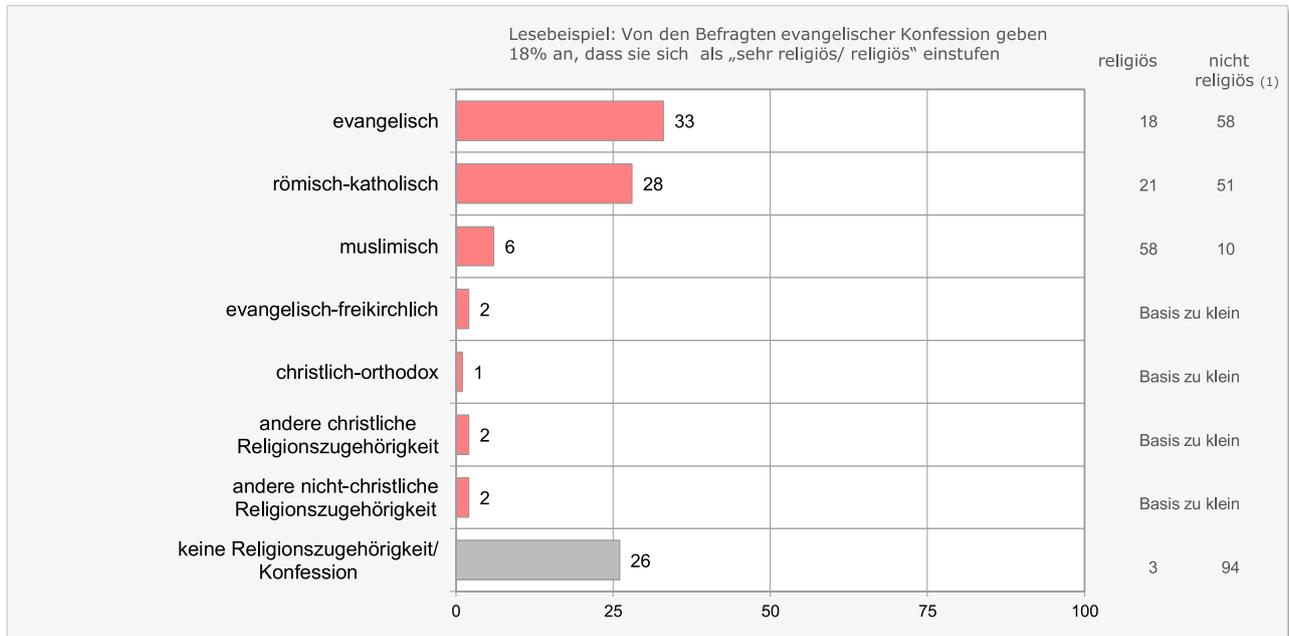
Die Verteilung der Befragten über die Bundesländer in der vorliegenden Stichprobe entspricht mit einer Abweichung von +/- 1% der Realstruktur.



\* Im statistischen Jahrbuch wird nur die Altersgruppe 18 bis 24 Jahre ausgewiesen. Die Werte sind entsprechend interpoliert.  
Basis: n = 1.000

## Wie ist Ihre Religionszugehörigkeit bzw. Konfession?

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös.  
Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Low-2 (4 oder 5).



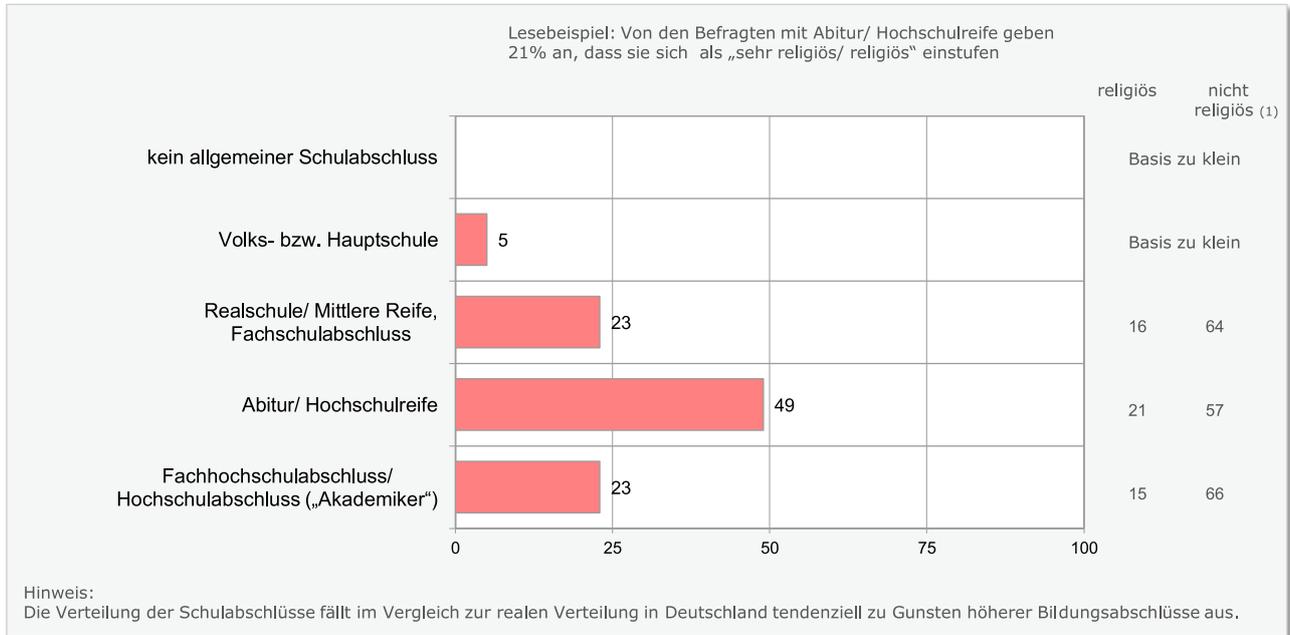
Angaben in %

Basis n = 1.000

## Welches ist Ihr höchster Bildungsabschluss?

(Bei Schüler/innen höchster angestrebter Bildungsabschluss)

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös.  
Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Low-2 (4 oder 5).

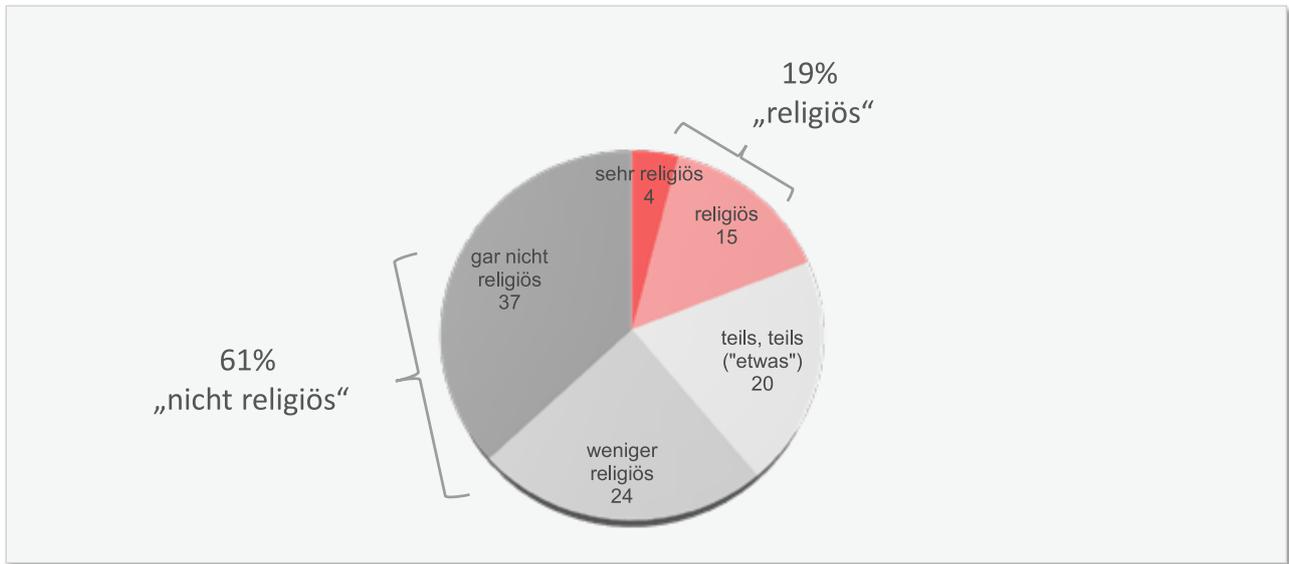


Angaben in %

Basis n = 1.000

## Als wie religiös würden Sie sich selber bezeichnen?

Antwortskala 1 = „sehr religiös“ bis 5 = „gar nicht religiös“



Angaben in %

Basis n = 1.000

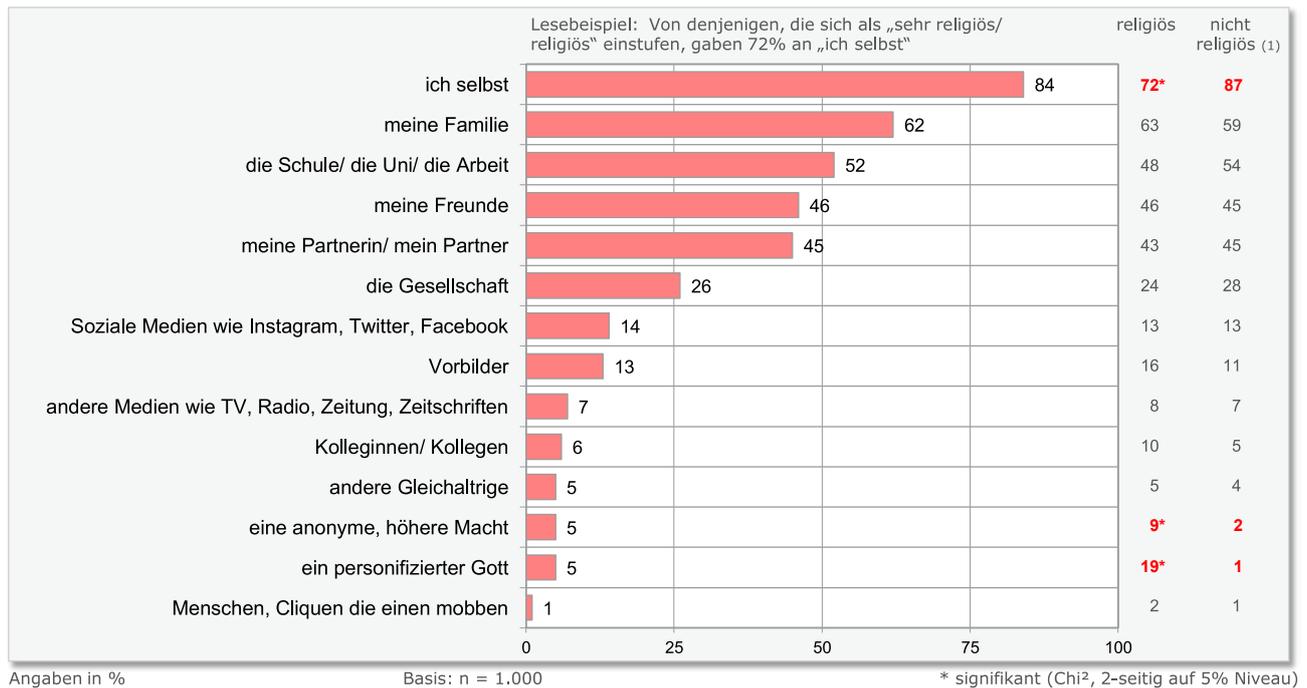
## 2. ‚Mentale Landkarte‘: Wichtigkeiten im Leben, Einbindung, Ängste

### Wer oder was bestimmt [am meisten] Ihr Leben?

(Auswahl aus 14 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal fünf der wichtigsten Punkte ausgewählt werden.)

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös. Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

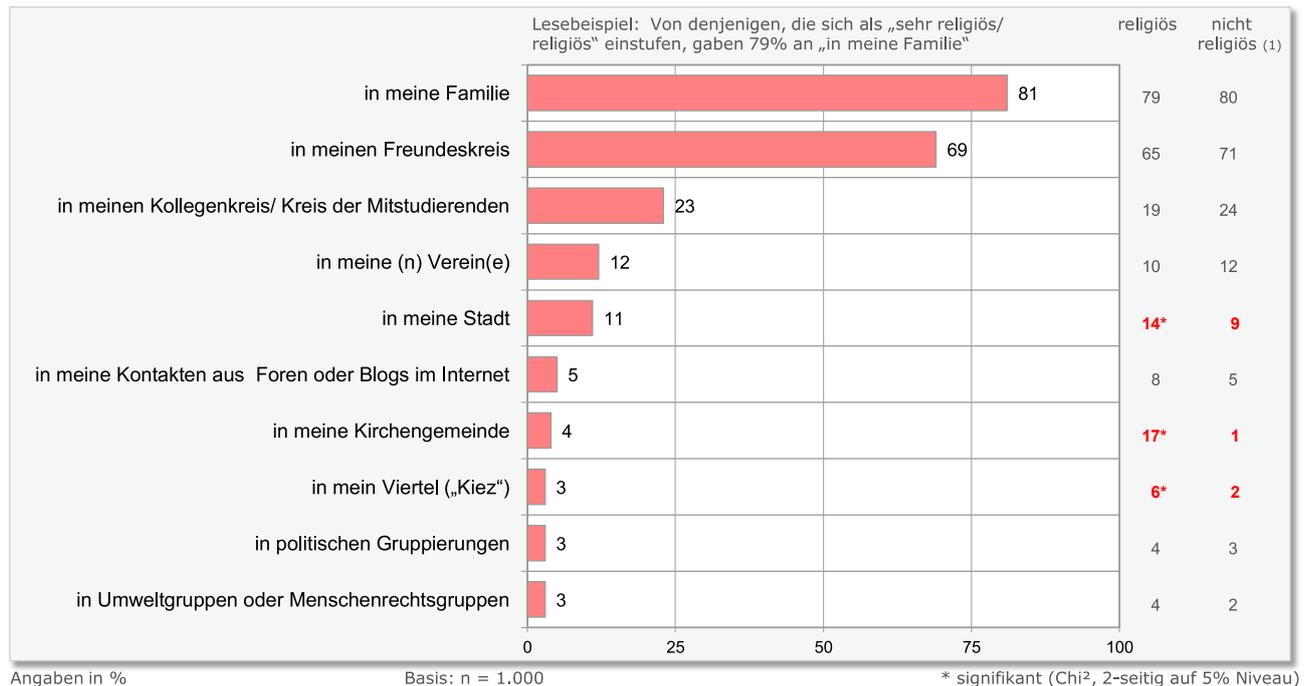
(Antwortvorgaben z.T. aus ‚Jugend, Glaube, Religion‘, Waxmann 2018, mit eigenen Erweiterungen)



## In welche Zusammenhänge fühlen Sie sich am stärksten eingebunden?

(Auswahl aus 10 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal drei der wichtigsten Punkte ausgewählt werden).

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös.  
Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

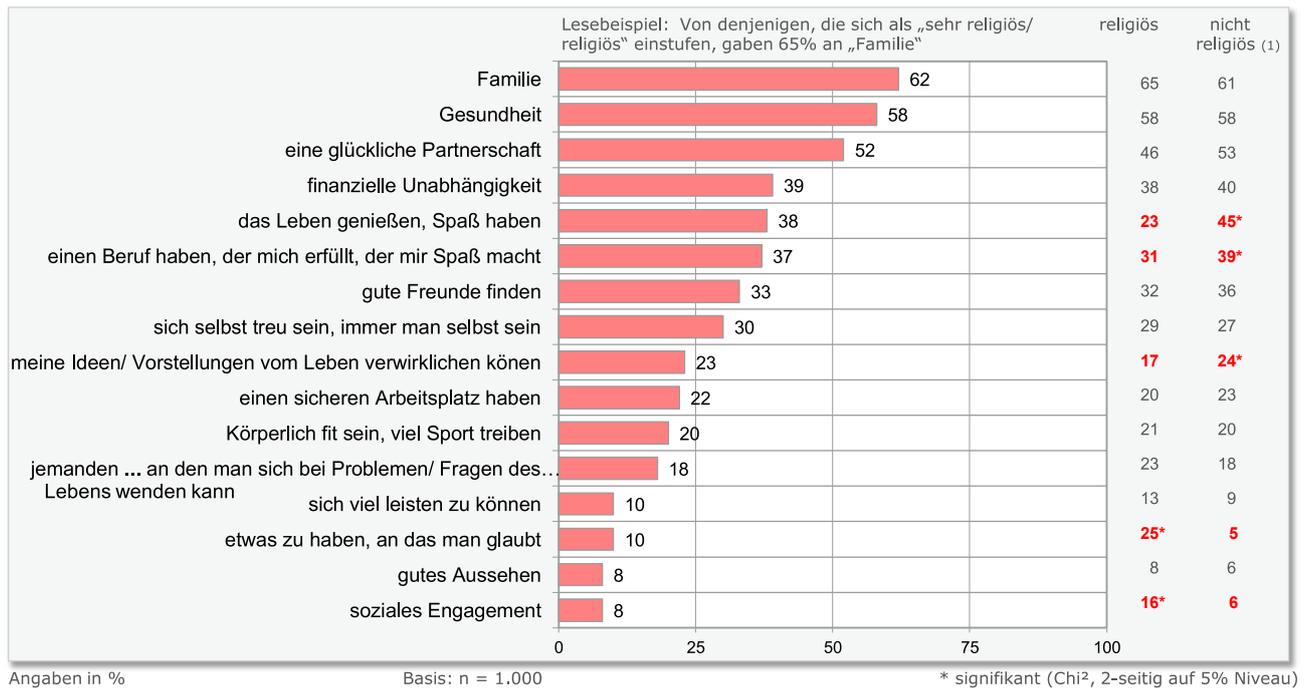


## Was ist für Sie [besonders] wichtig im Leben?

(Auswahl aus 16 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal fünf der wichtigsten Punkte ausgewählt werden).

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös. Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

(Antwortvorgaben z.T. aus „McDonalds Ausbildungsstudie“, Allensbacher Archiv IfD-Umfrage 6688, mit eigenen Erweiterungen.)



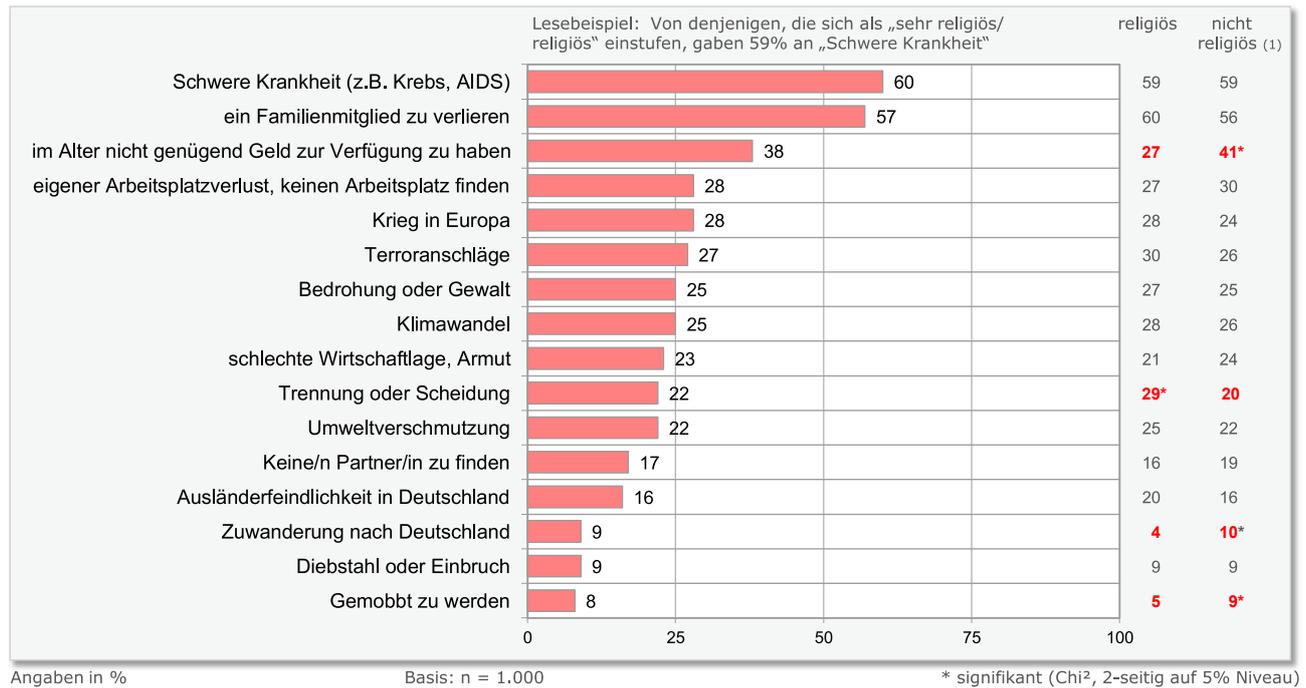
## Wovor haben Sie am meisten Angst oder Sorgen im Leben?

(Auswahl aus 16 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal fünf der wichtigsten Punkte ausgewählt werden).

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös.

Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

(Antwortvorgaben z.T. aus „Shell Jugendstudie 2010“, Allensbacher Archiv IfD-Umfragen, mit eigenen Erweiterungen.)



### 3. Einstellungen zum Glauben und zur Kirche

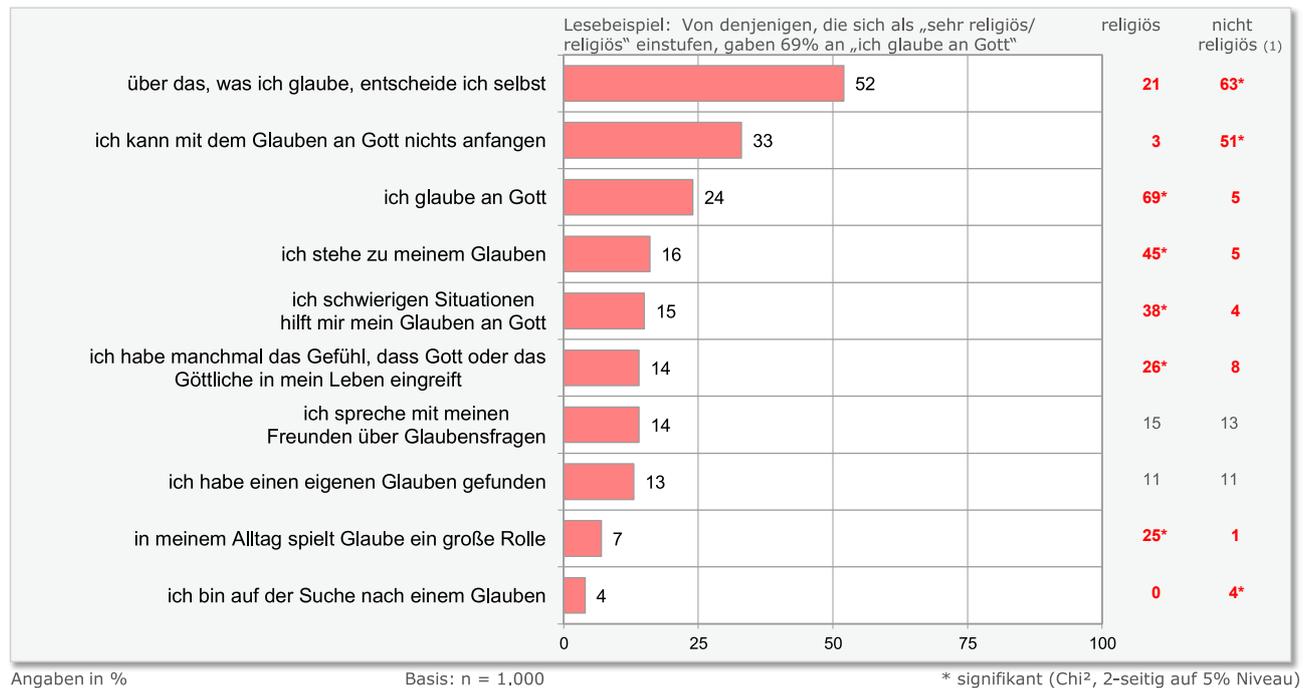
#### Welcher Aussage zum Glauben können Sie persönlich [am meisten] zustimmen?

(Auswahl aus 10 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal drei der wichtigsten Punkte ausgewählt werden).

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös.

Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

(Antwortvorgaben z.T. aus „Jugend, Glaube, Religion“, Waxmann 2018, mit eigenen Erweiterungen.)

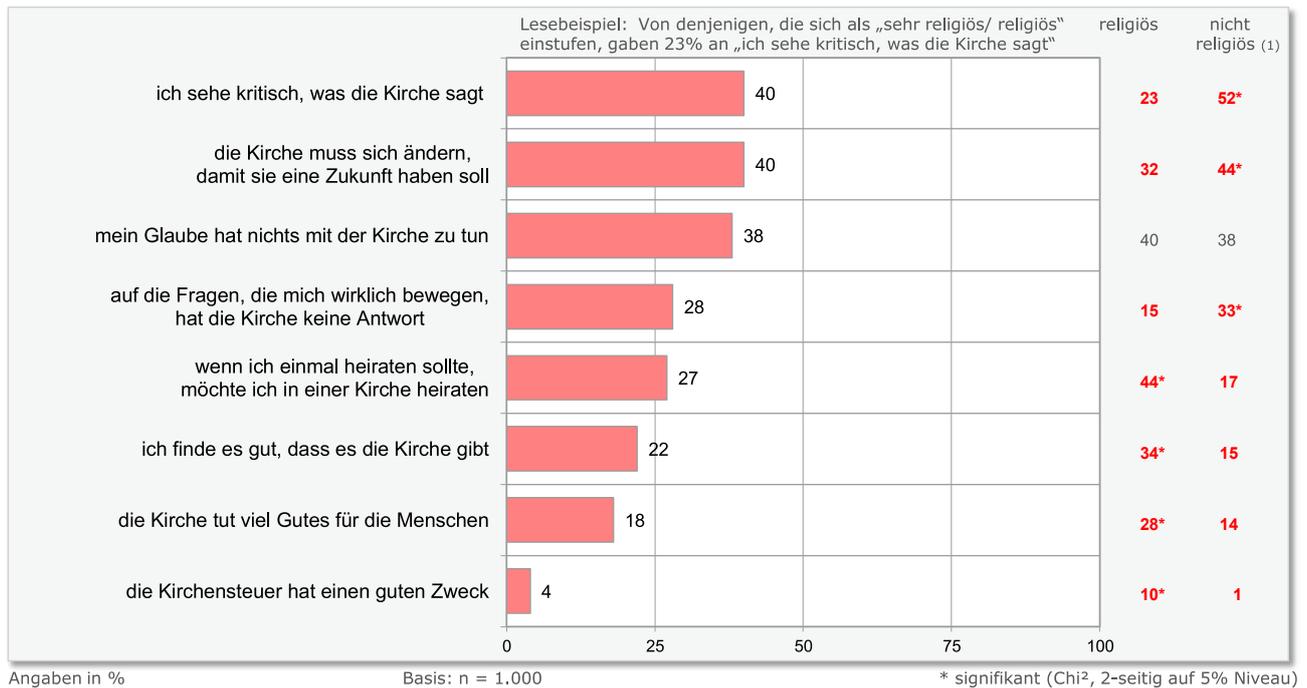


## Welcher Aussage zur Kirche können Sie persönlich [am meisten] zustimmen?

(Auswahl aus 8 Antwortvorgaben, die in jeweils zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Es sollten maximal drei der wichtigsten Punkte ausgewählt werden).

(1) Frage nach Selbsteinstufung Religiosität auf 5er-Skala von 1=sehr religiös bis 5=gar nicht religiös. Angabe „religiös“ Top-2 (1 oder 2) bzw. „nicht religiös“ Bottom-2 (4 oder 5).

(Antwortvorgaben aus „Jugend, Glaube, Religion“, Waxmann 2018.)



# Ergebnisse der Fokusgruppen

## Einordnung der Ergebnisse

- Der erste Teil der Erhebung zur eigenen Lebenswelt war in allen vier Gruppen ziemlich deckungsgleich: Die Lebenswelt ist sehr eng: ICH selbst, Familie, Freunde. Es herrschte die Einstellung vor, dass jeder in hohem Umfang für sein Leben selbst verantwortlich ist. Das Vertrauen in Institutionen ist nicht (mehr) da, Kirche wird nicht als Instanz für Themen wie Zusammenhalt, Gerechtigkeit, Toleranz gesehen. Veränderungen in der Gesellschaft muss jeder Einzelne selber einleiten.
- Im zweiten Teil der religiösen Welten und Einstellungen wurde in Frankfurt eine noch größere Distanz zur Kirche als in Leipzig deutlich. Glaube wird oft sehr individuell und nutzenorientiert interpretiert. „*Glaube ist ein Mittel, leichter durchs Leben zu kommen*“. „Anonyme Mächte“ oder gar ein „personifizierter Gott“ liegen weit außerhalb der Vorstellungen: „*wir denken zu realistisch*“, „*zu aufgeklärt*“. Bei der Frage, wer oder was Gott oder das Göttliche sei, mündete das in die Antwort einer Teilnehmerin „*...fast würde ich mich an die Stelle von Gott setzen*“.
- Systematische Unterschiede zwischen den Teilnehmenden aus den Großstädten und dem Umland ergaben sich nicht. Dies mag auch daran liegen, dass die jungen Menschen für ihr Lebensalter schon relativ oft umgezogen sind – entweder selber oder mit ihren Eltern. Dieses hohe Maß an Mobilität und fehlender dauerhafter örtlicher Einbindung verwischt womöglich die Unterschiede zwischen Stadt und Umland.
- Für die Untersuchung bedeutet dies, dass durch die vier unterschiedlich zusammengesetzten Gruppen bei ähnlicher Ergebnislage von einer hohen inhaltlichen Validität auszugehen ist. Die Berichtslegung erfolgt damit zusammengefasst für alle vier Gruppen. Sofern sich systematische Unterschiede zwischen den Gruppen ergeben, wird dies an entsprechender Stelle vermerkt.

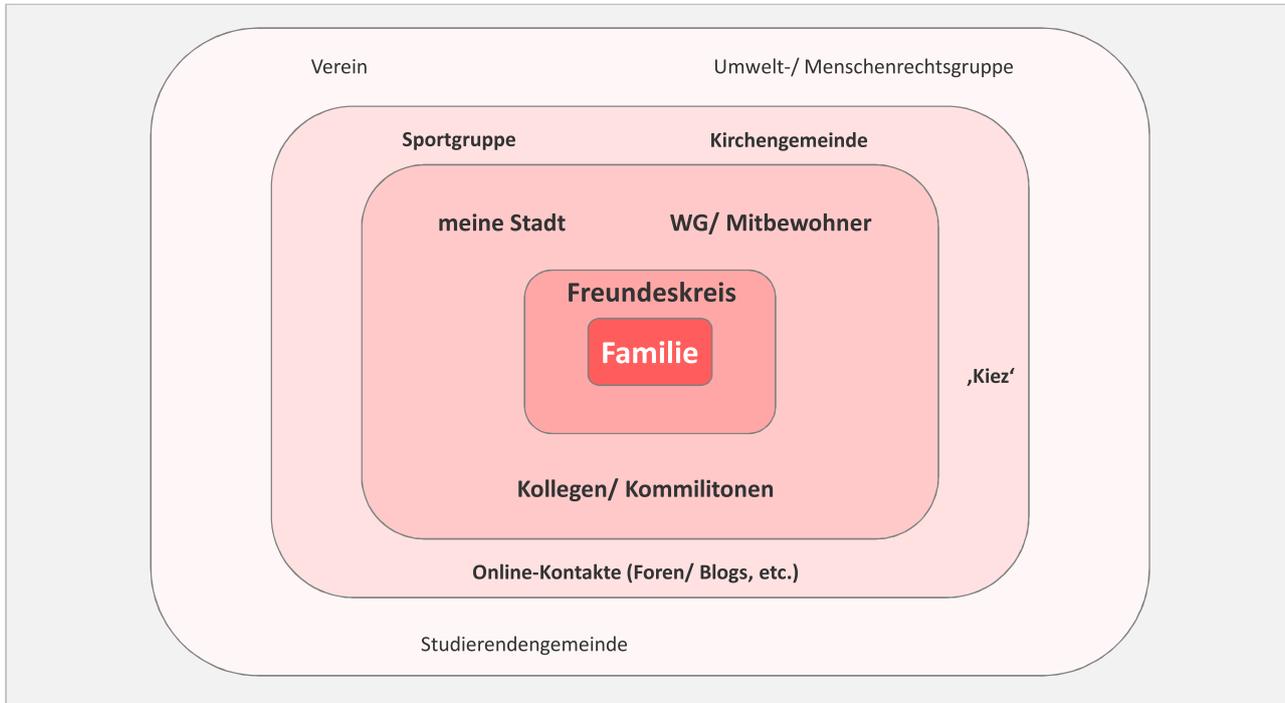
# 1. Lebenssituation junger Menschen: Herausforderung, Einbindung und Wünsche

„Jeder kann irgendetwas tun, ein kleines Stück verändern und dann wäre das schon ein großer Schritt für alle“

- Viele der Teilnehmenden sind bereits mehrfach umgezogen, oft auch zwischen verschiedenen Städten. Acht bis zehn Umzüge markieren das obere Maß, im Schnitt über alle Teilnehmer sind gut drei Umzüge „normal“.
- Auch wenn viele ihre alten Freundschaften weiter pflegen, so muss durch den Ortswechsel meist immer wieder ein neuer Freundes- oder Bekanntenkreis aufgebaut werden. Dies ergibt sich eher im Nahbereich und aus der Situation heraus: Kollegen, WG-Mitbewohner, Leute beim Sport oder Hobby. Aktiv gesucht wird der Kontakt meist nicht; die neue Kirchengemeinde ist als Kontaktpunkt nicht im Fokus.
- Die Themen, mit denen sich die jungen Menschen beschäftigen, ergeben sich größtenteils durch ihre unmittelbare Lebenssituation: „größtenteils Studium“, „Prüfungsstress“, „bezahlbares Wohnen“ und „wie die nähere Zukunft gestaltet werden kann“. Gesellschaftliche Themen werden auch benannt, dann aber individuell und nicht als Gruppenkonsens, wie das bei den privaten Themen der Fall ist: „Klimawandel“, „Flüchtlinge“, „Gentechnik“, „Verkehrssituation“, „Kriminalität“, „Rechtsruck“ oder „sexuelle Übergriffe“.
- Ähnlich verhält es sich mit den Herausforderungen, vor denen die Befragten stehen: „Abschlussprüfung“, „Selbstständigkeit“, „Umzug“, „finanzielle Absicherung“, Überlegungen „zum Autokauf“. Alles eher mit privatem und persönlichem Bezug ohne gesellschaftliche oder politische Dimension.
- Mit ihrer aktuellen Lebenssituation sind die meisten zufrieden und geben die Schulnote „zwei“. Die Begründung liegt meist im persönlichen Lebensumfeld: „Ich habe meine eigene Wohnung, meine Ruhe, mein Auto. Bei der Arbeit bin ich flexibel, kann mal eine Stunde länger machen, mal eine früher gehen“, „Ich habe ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern, ganz entspannt“ oder „Im größeren Kontext fehlt mir nichts. Mein Studium läuft, die anderen Sachen auch“. Gesellschaftliche Themen werden eher aus der privaten Betroffenheit wahrgenommen: „Ich habe das Gefühl, es kommt nur noch Negatives aus der Welt ... und gar keine Dinge mehr, die schön sind, worüber man sich freuen kann“.

## Die „mentale Landkarte“: Wo fühlen sich junge Menschen eingebunden?

Methode: Jede/r Teilnehmer/in konnte 10 Pkt. auf vorgegebene Stichwörter verteilen. Stichwörter konnten bei Bedarf erweitert werden. Darstellung: Je weiter in der Mitte, desto mehr Punkte entfielen auf den Begriff.



## Familie

„Ich liebe meine Familie, und ich brauche meine Familie, und sie gibt mir auch das Gefühl, dass ich super wichtig bin, dass wir uns gegenseitig unterstützen, dass ich immer einen Halt habe, auch wenn ich in einer anderen Stadt bin.“

## Kirchengemeinde

„Ich war früher zuhause sehr aktiv in der Kirchengemeinde, aber jetzt hier, ich bin da mal hingegangen, es ist sehr familiär und sehr aus dem Viertel und ich habe mich noch nicht richtig bemüht, aber ich habe auch nicht richtig Anschluss gefunden zu den Leuten, die da sind.“

- Familie ist für die Befragten das Zentrum ihrer Eingebundenheit: „man hat viel damit zu tun“, „verbringt viel Zeit miteinander“, „ich bin raus, aber es bleibt die Bindung“, alles löst sich, „aber Familie bleibt konstant“. Familie hat für die meisten nicht nur diese hohe emotionale Bedeutung, man „bezieht sich gegenseitig sehr ein“, tauscht sich vor wichtigen Entscheidungen als erstes mit seinen Eltern und Geschwistern aus.
- Mit etwas Abstand, aber noch mit hoher Bedeutung, folgt die Einbindung in den Freundeskreis. „wenn man in eine andere Stadt zieht und die Familie weit weg wohnt, dann sind Freunde die Familie“. Oft wird dabei zwischen den „guten alten“ Freunden aus der Schulzeit, mit denen man auch nach langer Zeit ohne Kontakt „sofort wieder auf einer Ebene ist“ und den neuen Freunden aus aktuellen Zusammenhängen („man nimmt aus jeder Phase ein paar Leute mit“) differenziert.
- Familie und Freunde stellen damit den Kern dar. Alles, was dann folgt, ist situativ begründet und eher von temporärer Dauer („dadurch, dass ich so oft umgezogen bin, ist es schwierig“ den Kontakt zu halten oder aufzubauen). Der Kollegenkreis, die WG-Mitbewohner und die Stadt, in der man gerade lebt, stellen den Rahmen der ‚alltäglichen‘ Eingebundenheit dar, während Einbindungen wie der ‚Kiez‘, die Kirchengemeinde oder auch die virtuellen Welten eher besonderen und individuellen Charakter haben.
- Die Einbindung in die Kirchengemeinden vollzieht sich eher durch den Kontakt zu ehemaligen Mit-Konfirmanden oder durch den Chor. Einzelne suchten den Anschluss an die Gemeinde, haben aber nach dem ersten erfolglosen Kontaktversuch abgebrochen, andere haben aufgrund der häufigen Umzüge erst gar keinen Bezug hergestellt („da bringt es ja nichts, sich da einzubringen, wenn man weiß, man geht bald wieder“).
- Virtuelle Welten werden eher als „Werkzeuge“ gesehen, um den Kontakt mit Menschen, die man auch im „echten Leben“ kennt, zu halten. Von daher wird dies auch kaum als ‚Einbindung‘ gewertet.
- Außen vor bleiben Vereinigungen oder politische Gruppierungen. Hierfür fehlt den jungen Erwachsenen nicht nur die Zeit und das Interesse, sie bieten auch kein Identifikationspotenzial.

## Wünsche für die Zukunft: Individuelle Wünsche für einen selber

Methode: Eine „gute Fee“ erfüllt jedem Teilnehmer zwei persönliche Wünsche für einen selbst. Diese wurden auf Zetteln notiert, an der Metaplanwand geclustert und diskutiert. Je größer die Textfelder dargestellt sind, desto häufiger wurden Wünsche in der Kategorie benannt.



## Gesundheit

„Man möchte ja langfristig oder auch im Alter noch unabhängig agieren können und nicht auf Andere angewiesen sein.“

### Wie können die Wünsche ohne die „Hilfe einer Fee“ in Erfüllung gehen?

„Was ich selber aus mir heraus schaffen kann, da glaube ich dran, dass man das im Laufe der Jahre schafft und sich das einpendelt. Und auf das Andere habe ich ja keinen Einfluss“

- Der zentrale Wunsch für die Zukunft der jungen Erwachsenen stellt Gesundheit dar: „Keine Schmerzen aushalten müssen“, „Nicht von der Hilfe anderer abhängig sein“, „Spontan sein zu können“, „Glücklich und zufrieden zu sein“, „Alles machen zu können, was man möchte“.  
Dieser Wunsch ist Ausdruck dessen, dass die Befragten, die häufig über einen höheren Bildungsgrad verfügen, sonst keine Entbehrungen kennen. Sie sind mit sich und ihrer Lebenssituation soweit zufrieden, leiden keine Not – nur Gesundheit wird da als „endliche Ressource“ wahrgenommen. Eingeschränkte Gesundheit erleben sie als Kontrollverlust, als einen Bereich, „auf den man keinen wirklichen Einfluss hat“. An allen anderen wichtigen Punkten im Leben „kann man arbeiten, nur bei Gesundheit gibt es unvorhersehbare Sachen, für die man nichts kann“.
- Die weiteren persönlichen Wünsche folgen mit großem Abstand: Erfolg, Zeit, Zufriedenheit, Mut und Wissen. Hierbei wird aber immer wieder deutlich, dass die Teilnehmenden diese Wünsche aus eigener Kraft für erfüllbar halten: „Ich denke, auf alles andere kann man hinarbeiten, da hat man die Zügel in der Hand, kann seine 100% reingeben“, „das sind Punkte, die sind gut selber beeinflussbar“.
- Diese Auseinandersetzung mit den Wünschen macht deutlich, dass für diese Gruppen der jungen Erwachsenen Selbstverantwortung und Kontrolle eine zentrale Rolle in ihrer Einstellung und Lebensführung spielen. Beides wird als „normal“ angesehen und nicht in Frage gestellt.

## Wünsche für die Zukunft: Individuelle Wünsche für die Gesellschaft

Methode: Eine „gute Fee“ erfüllt jedem Teilnehmer zwei persönliche Wünsche für die Gesellschaft. Diese wurden auf Zetteln notiert, an der Metaplanwand geclustert und diskutiert. Je größer die Textfelder dargestellt sind, desto häufiger wurden Wünsche in der Kategorie benannt.



## Mehr Toleranz und Rücksichtnahme

„Weil Menschen über andere Menschen urteilen, ohne sich wirklich mit dem Menschen auseinander zu setzen. Einfach, dass so viele Vorurteile herrschen.“

## Wie können die Wünsche ohne Fee in Erfüllung gehen?

„Es reicht, wenn jeder das macht, was er für richtig hält im Rahmen seiner Möglichkeiten.“

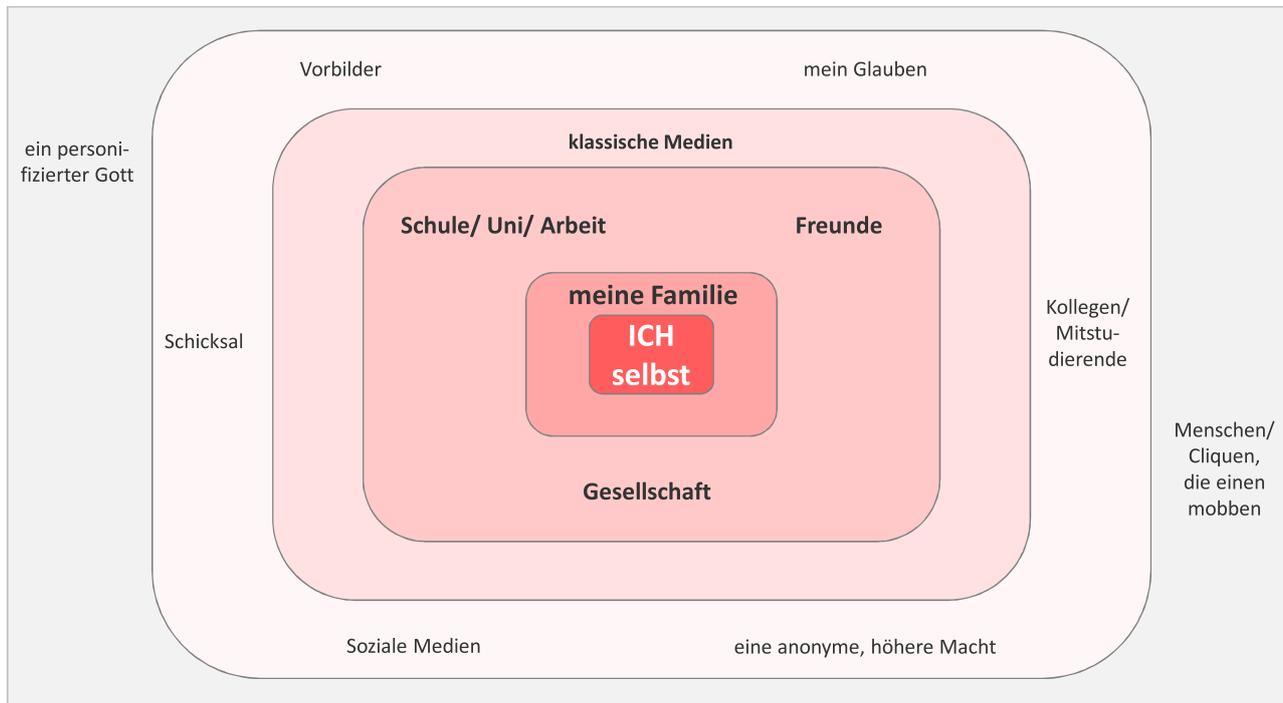
- Die größten Wünsche, die die Teilnehmer an die Gesellschaft richten, beziehen sich auf die Felder Toleranz und Zufriedenheit: Mehr Achtung vor dem Anderen, mehr Fokus auf Lösungsansätze, statt die negative Seite in den Vordergrund zu stellen.
- Dass dies nicht so ist, dass die Gesellschaft also entsprechend als intolerant, negativ orientiert und gestresst erlebt wird, wird in erster Linie „den Medien“ als „Spiegelbild der Gesellschaft“, als „Verstärker“ („die reflektieren einfach, wie wir alle drauf sind“) aber auch als Manipulatoren („ich glaube, dass sie auch bewusst steuern“) zugeschrieben.
- Dieses Bild zu ändern, liegt dann jedoch in der Verantwortung jedes Einzelnen: „Jeder für sich“ - „Das wäre das Effektivste“. Parteien oder Organisationen sehen sie hier nicht als Institutionen, die „ihre“ Wünsche an die Gesellschaft erfüllen könnten, „Institutionen fallen mir jetzt keine ein, aber ich dachte auch eher jeder für sich“.
- Die Kirchen werden hier ungestützt meist gar nicht erst als Institution genannt, die für mehr Toleranz, Zusammenhalt oder Frieden in der Gesellschaft eintreten könnte. Und auch Nachfragen rückt Kirche hier nicht in den Fokus, sie wird schlichtweg als zu unbedeutend gesehen: „Spannender Gedanke, der mir gerade gekommen ist. Früher gab es ja größere Gruppen, Kirche, Volksparteien, Greenpeace; die waren früher größer und mächtiger und jetzt verteilt sich das auf ganz viele kleine Vereine und Gruppen auf, die halt viel weniger Durchschlagskraft haben“.
- So bleibt es immer wieder das Individuum, das über Veränderungen im eigenen Umfeld auf andere einwirken kann. Am besten, wenn sie als Vorbilder agieren: „Prominente, die Medienreichweite haben. Wenn sich drei Fußballer zusammenschließen, haben sie gleich 10 Millionen Follower“.

## 2. Existenzielle Grundhaltungen: Lebenssteuerung und Ängste

### Wer oder was bestimmt Ihr Leben?

Methode: Jede/r Teilnehmer/in konnte 10 Pkt. auf vorgegebene Stichwörter verteilen. Stichwörter konnten bei Bedarf erweitert werden. Darstellung: Je weiter in der Mitte, desto mehr Punkte entfielen auf den Begriff.

Ich selbst



„Man bekommt ja von außen alles Mögliche mit, sämtliche Eindrücke, und ich selbst entscheide aber dann trotzdem immer noch, was ich damit mache, wie ich damit umgehe, und so bestimme ich dann auch selbst.“

- Die Antwort auf die Frage, wer oder was das Leben der Teilnehmenden bestimmt, zeugt von einem hohen Maß an Selbstgewissheit und Selbstbestimmtheit: „*Ich selbst!*“. Ihnen ist das Spannungsfeld bewusst, dass sie durch die Gesellschaft, Elternhaus und Schule geprägt werden, letztendlich sehen sie es aber als ihre Entscheidung an, wie sie ihr Leben führen: „*Ein bestimmter Rahmen ist ja vorgegeben, in dem ich selbst bestimmen kann, wie ich mich verhalte*“.
- Eine hohe Bedeutung erhält in diesem Kontext die Familie. Sie setzt den beschützenden Rahmen, „*ist der erste Bezugspartner*“, „*mit hilfreichen Tipps, Ratschlägen, dass man Hilfe, Stütze bekommt, dass sie einen warnen vor falschen Entscheidungen aufgrund ihrer gemachten Erfahrungen*“. Und sie wird wie selbstverständlich als Sparringspartner genutzt, „*es ist ja auch gut, eine andere Meinung zu hören und manchmal haben sie Recht und manchmal auch nicht*.“
- Den Einfluss der Medien auf ihr Leben sehen die Befragten eher als gering ein. Die sozialen Medien nutzen sie, um Kontakt zu halten oder zur Unterhaltung, glauben tun sie ihnen nicht, „*das ist noch die Filterung, die im Hintergrund stattfindet*“, „*wir sind aufgeklärt*“, „*das ist eher bei den 15, 16-Jährigen vielleicht eher, aber ich denke, im Laufe der Zeit wird man reifer*“. Bedeutender für ihr Leben halten sie die klassischen Medien, „*die kommen auch seriöser rüber*“.
- Religiöse Einflüsse, die ihr Leben bestimmen, sehen die meisten so gut wie nicht – trotz Taufe und Konfirmation. „*Für mich persönlich kann ich mir das nicht vorstellen, dass etwas das nicht greifbar ist, mich bestimmen kann*“, „*ich würde auch sagen, es bestimmt das Leben nicht, man könnte es vielleicht als Hoffnung mitnehmen, etwas, das einem Hoffnung und Zuversicht gibt, aber letzten Endes bestimmt es das Leben nicht, sondern man selbst bestimmt das Leben*“.
- Selbst wenn der mögliche Einfluss des Glaubens aktiv thematisiert wird, bleibt die Selbstperspektive: „*Du hast doch eine gewisse Verantwortung für dich, es heißt nicht umsonst ‚Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott‘*“.

## Fügung, Schicksal oder übergreifende Ordnung?

- Der Gedanke daran, dass das eigene Leben in irgendeiner Art und Weise vorherbestimmt, gelenkt oder angesteuert ist, ist den meisten Befragten eher fremd. An einen „Plan“, „den jemand ausgearbeitet hat und dir zuschickt, glaube ich nicht“. „Es würde mir auch unglaublich viel Lebensenergie und Motivation nehmen, wenn ich wüsste, es ist alles vorbestimmt. Dann könnte ich ja gleich aufhören“. Diese Vorstellung der Fremdsteuerung passt für viele nicht zu ihrem Maß an Selbstbestimmtheit. Vorstellbar ist vielleicht noch, dass es „gewisse Regeln, die man nicht kennt“, gibt.
- Ausnahmen gibt es natürlich, Einzelne, die sich als gläubig bezeichnen und die das Gefühl haben „dass einem einer so den Weg aufzeigt, an vielen Stellen“ oder „dass unsere Wege ein Stück weit vorausbestimmt sind“ bis hin zur Vorstellung der göttlichen Führung („Ich denke, Gott ist immer bei uns und beschützt uns. ... Er versucht uns immer nachzugehen und uns zur richtigen Entscheidung zu verhelfen. Weil er möchte ja, dass wir schließlich zu ihm kommen, irgendwann und da gibt es einen bestimmten Plan.“)
- Aber auch bei dieser Thematik der Fügung und übergreifenden Ordnung sind viele der Ansicht, dass sie ihr Leben weitgehend selber steuern und so selbst die Art, wie andere Menschen ihnen begegnen, durch sie selber bestimmt ist: „Ich sage mal so, wie ich mit anderen umgehe, gehen sie auch mit mir um. So nach dem Prinzip würde ich das eher beschreiben“. Sie sehen es eher als eine Art von „Karma“: „Wenn man Gutes tut, ohne was zu erwarten, dann widerfahren einem auch gute Dinge“.
- Näher ist vielen hingegen die Vorstellung von Schicksalen als eher temporäre „Ereignisse, die uns im Leben ereilen, auf die wir gar keinen Einfluss haben und die plötzlich kommen“. Häufig eher verbunden mit positiven Erlebnissen: „Huch, da hat mich aber jemand beschützt“, „das muss Schicksal sein“, „es gab schon ein paar Situationen in meinem Leben da dachte ich „OK, scheinbar gibt es jemanden, der auf mich achtgibt und mir versucht zu helfen“.
- In diesem Kontext wird dann häufiger das Bild des Schutzengels bemüht („dass es tausend Schutzengel gibt, die einen beschützen“).

## Eigene Grenzen und Ängste

- Grenzen erleben die Befragten vor allem im Bereich von Krankheit und Sterblichkeit („eigene Sterblichkeit. Ansonsten ist eigentlich alles OK“), bei schwierigen Entscheidungen, wenn man sich alleine fühlt, bei Umweltveränderungen wie dem Klimawandel.
- Ihre Ängste konzentrieren sich im Wesentlichen auf Verlustängste, vor allem, jemanden aus der Familie zu verlieren und Existenzängste.
- Der Umgang mit den Grenzen und Ängsten ist differenziert: Man teilt die Ängste mit anderen, vor allem im Todesfall, versucht, sich den Ängsten aktiv zu stellen, fügt sich „dem Schicksal“, wenn man selber keinen Einfluss nehmen kann, wie bei Ängsten vor Gewalt, Krieg oder sucht - allerdings eher im Einzelfall - Hilfe im Glauben:

„Ich habe immer eine Bibel seit Neuestem dabei, weil ich mir denke, wenn mal was passieren sollte und ich gefangen bin oder sonst was, dann habe ich die noch und kann beten, und dann habe ich auch keine Angst mehr“.

- Mit der Idee des Bösen können die Teilnehmer wenig anfangen, „*nur Taten können widerspiegeln, ob jemand böse ist oder nicht*“. Als Ambivalenz ist die Vorstellung des Bösen für einige jedoch vorstellbar: „*Personifiziert nicht, aber klar, wo Licht ist, ist auch Schatten und dort, wo es was Gutes gibt, gibt es automatisch auch ein Gegenteil. Also muss es auch irgendwann irgendwo was Böses geben.*“, „*wir kämpfen miteinander, der gute Teil mit dem Bösen. Wir haben von beidem etwas und gewöhnlich überwiegt das Gute, aber es gibt auch das Gegenteil, wenn sich Menschen gegenseitig umbringen, da ist das Böse ja offensichtlich*“. „*In jedem steckt Teufel und Gott. Das ist so mitgegeben.*“

### 3. Glaube junger Menschen: Glaubensverständnis, religiöse Praxis und Assoziationen zur „Kirche“

Was ist Glaube für Sie persönlich?

„Die Kirche ist halt eine Community, und der Glaube ist was Individuelles“

„Glaube ist für mich ein Mittel, um leichter durchs Leben zu kommen, mit mehr Zuversicht und Hoffnung.“

„Ich gehe nicht mehr in die Kirche, würde aber schon sagen, viele Sachen, die ich in meiner Kindheit durch christliche Erziehung nahe gebracht bekommen habe, sind noch in meinem Bewusstsein. Dass die auch ausmachen, wie ich bin und wie ich mich verhalte und dass ich daran auf jeden Fall festhalte. Das ist Glaube für mich geworden.“

Gott oder das Göttliche ist für mich ...

„... Gott ist für mich Zuflucht. Auch in Zeiten, die sich unwahrscheinlich schnell wandeln. Dass man immer mal wieder einen Moment zum Innehalten hat. Mal die Ruhe suchen, sei es im Gebet.“

„... ich weiß nicht, ich würde mich vielleicht selber an die Stelle von Gott setzen. Nicht weil ich selbst perfektioniert bin, aber wenn wir die ganze Zeit davon sprechen, dass man selbst alles in der Hand hat, gibt es ja außer uns niemanden, der das so streng leitet und dadurch, dass wir die Entscheidungen treffen, sind wir auch dafür verantwortlich.“

## Glaubensverständnis und Glaubensbedeutung

- Waren die Teilnehmenden bisher sehr stark auf sich selber und ihr nächstes Umfeld fokussiert, in dem die Kirche oder die Religion so gut wie keine Anknüpfungspunkte boten, so machten die Fragen nach dem Glauben und dem Glaubensverständnis doch eine tiefere christliche Verankerung bei einem größeren Teil der Befragten sichtbar: „Gott ist Halt“, „Gott ist Gemeinschaft“, „Gott ist Zuflucht“.
- Dabei wird aber häufiger auch betont, dass man den persönlichen Glauben losgelöst von Kirche und sogar der Religion sieht: „Es gibt die Religionen und die haben ihre eigenen Leitlinien. Aber man kann ja auch an Gott glauben und das lebt man für sich aus, auch wie stark oder schwach oder mit welchen Regeln und Formen“. „Ich würde nicht sagen, dass ich einen rein christlichen Glauben habe, sondern dass sich mein Glauben aus verschiedenen Strömen entwickelt, also pluralistischer Glaube, und der ist sehr wichtig, weil sich daraus auch meine Moral bildet“.
- Glaube wird dabei als etwas Positives gesehen („für mich würde ich sagen, dass der Glaube sehr, sehr wichtig ist“). Auch wenn man selber nicht glaubt, so sieht man doch, dass ein starker Glaube für andere hilfreich ist: „Wenn meine Mama ihren Glauben nicht hätte, dann wäre sie nicht so zufrieden wie jetzt“.
- Der Zugang zum Glauben erscheint dabei recht pragmatisch. Glaube hilft, ist eine Art von Rückversicherung, gibt Halt. „Es ist was, das mir manchmal hilft, wenn ich mich rational nicht mehr einfangen kann. Dann hilft es mir manchmal zu sagen, dass es da jemanden gibt, der einen Plan verfolgt“.

## Glaubensprägung und Glaubensäußerungen

- Der Glaube der jungen Erwachsenen wurde für die meisten durch die Familie geprägt, aber auch durch Schule oder vereinzelt durch Schicksalsschläge.
- Medien haben aus der Erinnerung der Teilnehmenden heraus so gut wie keine Bedeutung bei der Glaubensbildung.
- Kommunikation über Glaubensfragen findet für die meisten aktuell kaum statt. Wenn, dann im Rahmen der Familie, zum Teil auch im Freundeskreis. Auslöser sind dann entweder Anlässe wie besondere christliche Feiertage, Erfahrungen mit Taizé oder auch Diskussionen über andere Religionen wie dem Islam.
- Dabei wird der Austausch über Glaubensfragen, die Diskussion über verschiedene Religionen, durchaus als spannend empfunden (*„was ich auch sehr spannend finde, mich mit völlig fremden Leuten über ihren Glauben und ihre Religion zu unterhalten, weil man mit einem Fremden ganz anders umgeht“*).
- Aber für die meisten ist die Auseinandersetzung über den eigenen Glauben kein Thema, mit dem sie *„nach draußen gehen“*, der Glaube ist entweder Privatsache (*„ich habe meinen Freunden gar nicht so extrem erzählt, ob ich gläubig bin oder nicht, das hat nie eine Rolle gespielt“*) oder es fehlt schlichtweg ein Umfeld, das sich für Glaubensfragen interessiert (*„ich habe auch keine Freunde, wo ich sagen würde, die sind kirchlich“*).
- Selbstverständlicher ist hingegen das Gebet oder das Nachdenken über religiöse Themen, also die Auseinandersetzung mit sich selber. Knapp die Hälfte der Teilnehmer betet zumindest gelegentlich.
- Dass jemand aktuell in der Bibel liest, ist die absolute Ausnahme. Die Erinnerungen daran kommen meist aus Kindertagen (*„die Bibel hat mir Mama einfach gegeben, und am besten fand ich immer die Bilder anzugucken“*).

## Assoziationen zu „Kirche“

*„Hüter der Moral, positiv wie negativ“*

*„Ich sehe es differenziert als Haus Gottes. Da ist Kirche für mich eine Versammlung von Menschen, die an Gott glauben. Aber Kirche als Institution, ist für mich auch eine Form von Manipulation.“*

*„Ich sehe Kirche auch als Institution, hart gesagt, ein Haufen Dreck mit einem goldenen Kern.“*

## Assoziationen und Einstellungen zur „Kirche“

- Die Assoziationen zur „Kirche“ sind ambivalent und stärker von der katholischen Kirche geprägt: „Vatikan“, „Widersprüchlichkeit“, „die ganzen Extremsachen“, „in negativen Zusammenhängen, ... wenn es um Abtreibungen geht“. Dazu kommen schöne Erinnerungen, oft aus der eigenen Konfirmationszeit „das war eine schöne Zeit, die sehr von Zusammenhalt geprägt war“ oder anerkennende wie „Nächstenliebe“, „ein Ort, wo man akzeptiert wird“. Auch in Hinblick auf die eigene Zukunft kommen vereinzelt positive Erwartungen „für ältere Menschen gibt es schöne Angebote, wo ich mir selber auch vorstellen könnte, dass ich das im Alter sehr schön finden könnte“. Nur „momentan sprechen mich die Angebote absolut nicht an“.
- Die Kirche begegnet den Teilnehmenden heute im Wesentlichen über die Kasualien und die klassischen Rituale wie Weihnachten, die in der Regel als schön erlebt werden. Ihre Grundstimmung würden sie im Schnitt mit einer „drei“ benoten: Befriedigend, nicht gut, aber auch nicht schlecht.
- Eine Kirche, die ihnen besser gefallen würde, müsste „moderner“ sein, mehr „Taizé“, weniger „beängstigend“, mehr „Lebensfreude“, „ungezwungener“, „offener Diskurs“, mit „engagierteren Predigten“, weniger „Übermenschen“, mehr „Widerspiegelung des Lebens“, weniger „idealisierend“, sondern „mehr Fehler zulassend“, „die wirklich kirchlich lebt und nicht nur politisches Zeug in der Predigt erzählt“, sondern „ihre Werte aktiv vertritt“, „mehr Wertevermittlung“. Sie müsste „freier werden“ in den Formen, weniger „strenge Gliederung“, mehr „Leute einbinden“.
- Der Kontakt zur Kirche ist heute für die meisten abgerissen, „der Bezug fehlt“. Die Kirchensteuer wird als undurchsichtig empfunden, „nicht einfach Geld weg und man weiß nicht wohin“. Auch die Verwendung der Spenden wird für einige kritisch gesehen „fahrbare Orgel gekauft - das kann doch nicht wahr sein, dafür habe ich gespendet, da wären andere Sachen viel nötiger gewesen“. Diejenigen, die noch Mitglied sind, begründen das häufig damit, dass sie noch an den ausstehenden Kasualien (i.d.R. Hochzeit) teilnehmen wollen.

## 4. Konsequenzen für die Kirche

### Kirche der Zukunft und Perspektive

Zur Zukunft der Kirche äußern die Teilnehmenden eine Reihe von Erwartungen: Sie soll ...

... sich für Toleranz einsetzen, „dass jedes Leben lebenswert ist“, „Homosexualität anerkennen“,  
„eine Kirche, die offen ist, einem nichts aufzwingt“

... den Zusammenhalt stärken, „dass die Leute aufeinander gucken“, dass „man sich nicht mehr alleine fühlt“,  
„man zusammen Spaß hat“

... moderner in ihren Einstellungen werden, sich neuen Erkenntnissen öffnen,  
beispielsweise in Themen wie Abtreibung oder Sterbehilfe

... offener in den Präsentationsformen, „interessante Diskussionsrunden“,  
„aktuelle Themen aufgreifen“

... „Treffpunkt im Bezirk werden“, „Begegnungsstätte für jeden“, „wo man sich gegenseitig zuhört“

... sich mehr für „die einsetzen, die wirklich Hilfe brauchen“, „wo man Kraft tanken kann“

... „Raum lassen für gesellschaftliche Diskussion, aber „keine politische Stellung beziehen“, „das wäre eine Katastrophe“

Ob die Kirche diese Chance in Zukunft hat, sehen die Teilnehmenden häufig skeptisch, „der Zug ist abgefahren“, „es ist schwer, sich für die Zukunft etwas vorzustellen, was momentan gar keine Rolle spielt“.

## Zusammenfassung

- Die jungen Erwachsenen stellen rund zehn Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland. Sie sind zwar noch mehrheitlich Mitglied einer Religionsgemeinschaft, stufen sich selbst aber nur noch zu einem Fünftel als religiös ein.
- Die Auswirkungen der großen gesellschaftlichen Trends Individualisierung, Empowerment, Mobilität, und Digitalisierung zeigen sich unmittelbar in den Äußerungen der Befragten:

Sie empfinden sich als selbstbestimmt und sehen sich in einem hohen Maße als für ihr Leben selber verantwortlich. Dabei erwarten sie keine konkrete Unterstützung durch Institutionen, denen sie ohnehin eher misstrauen. Aus ihrer Sicht gilt die Aussage, dass „jeder seines Glückes Schmied“ ist, man hat es weitgehend selber in Hand, etwas aus seinem Leben zu machen. Das „Ich“ steht im Mittelpunkt – zusammen mit seiner Familie. Dabei zeigen sie zwar eine gesellschaftliche Perspektive, artikulieren aber wenig „Wir-Gefühl“: Nur dann, wenn jeder Einzelne etwas tut, kann es für alle besser werden. Es finden sich kaum Ansätze, wie sich diese Einzelnen zu einer Gruppe mit gemeinsamen Zielen verbinden.

Die meisten der Teilnehmer sind mehrfach umgezogen und bleiben damit nur relativ kurze Zeit an einem Ort. Dies führt auch dazu, dass sie sich in regionale Bezüge kaum eingebunden fühlen. Bis der Kontakt aufgebaut ist, steht auch schon der nächste Wechsel wieder an. So bleiben die Familie und engsten Freunde ihre stärksten Bezugspunkte. Familie ist aber nicht nur aus diesen

funktionalen Gründen für sie der wichtigste Anker, man versteht sich in der Regel auch gut, wird in seiner Art akzeptiert und empfängt aus dem Familienkreis auch hilfreiche Rückmeldungen und Unterstützung. Im Umgang mit den digitalen Medien sind sie geübt und erfahren und haben nach der ersten Probierphase mit virtuellen Gruppen auch gelernt, zwischen „echten“ Freunden und losen Kontakten zu unterscheiden. Ihr Vertrauen in Nachrichten aus digitalen Kanälen ist begrenzt, klassische Medien empfinden sie als seriöser und prägender für ihre Persönlichkeitsentwicklung.

- Die häufig anzutreffende Vorstellung einer hohen „Selbstwirksamkeit“, also die Überzeugung, auch schwierige Situationen aus eigener Kraft erfolgreich bewältigen zu können, lässt im Umkehrschluss nun gerade dasjenige im Leben als besonders begehrenswert erscheinen, das man selber wenig beeinflussen kann. Hierzu zählen insbesondere, Gesundheit, Familie und eine glückliche Partnerschaft.
- Entsprechend groß sind die Ängste, genau das nicht zu bekommen oder zu verlieren: Angst vor schwerer Krankheit, vor dem Verlust eines Familienmitglieds, aber auch die Zukunftssorge, im Alter nicht genügend Geld zur Verfügung zu haben und auf andere angewiesen zu sein. Demgegenüber werden Ängste, die aus einer gesellschaftlichen Situation herauskommen, wie Krieg, Terror, Gewalt oder Klimawandel, als weniger zentral empfunden.

- Für die Gesellschaft wünschen sie sich mehr Toleranz, Chancengleichheit und Zufriedenheit, aber auch mehr Zusammenhalt und Frieden sowie ein globaleres Bewusstsein für Umweltschutz und Klimawandel. Allerdings haben sie keine klare Vorstellung, wer Lösungen in diesen Themenfeldern bewirken könnte. Politik erleben sie als zu einseitig interessengerichtet, früher bedeutsame Organisationen wie die Kirche oder Umweltverbände wie Greenpeace werten sie inzwischen als zu unbedeutend. Dies liegt auch daran, dass es in ihrer Vorstellung Aufgabe jedes Einzelnen ist, durch sein Handeln Veränderungen herbeizuführen. Wenn es dann alle so machen, kann sich viel verändern.
- Die Kirche wird gerade in den Themenfeldern Toleranz und Zusammenhalt aktuell nicht als gesellschaftliche Kraft gesehen. Wenn die „Kirche“ hier ihre besonderen Stärken einsetzt, kann sie wieder an Bedeutung gewinnen.
- Kirche und Religion bieten in ihrem aktuellen Leben für die Befragten wenig Anknüpfungspunkte. Nach der meist positiv erlebten Konfirmandenzeit sind für die meisten Befragten nur noch die Teilnahme an Kasualien und an Weihnachtsgottesdiensten geblieben. Darüber hinaus ist der Kontakt zur Kirche bei vielen abgebrochen. Und ob sich der wieder aktivieren lässt, wird eher als unwahrscheinlich gesehen: Wenn es denn momentan keine Bezüge gibt, woher sollten sie dann in der Zukunft kommen?
- Fragt man allerdings ausdrücklich nach dem eigenen Glauben, dann wird jedoch häufiger eine stärkere christliche Verankerung deutlich, die oft in der Familie ihre grundlegende Prägung erfahren hat. Der Glaube ist dabei aber meist ihre sehr individuelle, innere Angelegenheit: es findet so gut wie kein Austausch über den eigenen Glauben statt. Er zeigt sich im „Selbstgespräch“: in Gebeten und dem Nachdenken über religiöse Themen. Er wird nicht öffentlich.
- Bei den Befragten, die sich selber als religiös einstufen, ist der Bezug zur Kirche und zum Glauben zwar ausgeprägter, sie stehen der Kirche auch wertschätzender gegenüber. Ihr Antwortverhalten unterscheidet sich in den skizzierten Grunddimensionen aber nur unwesentlich von dem der weniger oder nicht religiösen jungen Erwachsenen.

# Resümee

## Ulf Endewardt

Zusammenfassend kann aus der vorliegenden Untersuchung das Resümee gezogen werden, dass die große Mehrheit der jungen Erwachsenen die in ihrer prägenden Lebenszeit kolportierte Botschaft, der Staat müsse sich zunehmend von vielen fürsorglichen Aufgaben lösen und so ein stärkeres individuelles, privates Engagement erforderlich machen, aufgenommen und nachhaltig verinnerlicht hat:

- Die „Gesellschaft“ hat ihre prägende Bedeutung verloren. Kollektive, „gemeinschaftliche“ Stützen jenseits der Familie sind verschwunden. Am Ende muss jeder selber sehen, wo er bleibt. Krankheit und mangelnde Absicherung im Alter sind damit die Schreckensszenarien.
- Familie hat sich gegenüber den früheren Generationen gewandelt, „Abnabelung“ ist kein Ziel, man schätzt vielmehr die hohe Verbundenheit, die dieser letzte „gemeinschaftliche“ Rahmen bietet. In ihm findet man Unterstützung und Ermutigung, man selbst sein zu können. Die Familie fungiert im Grunde als das vergrößerte Ich.
- Kirche wird nicht mehr als wirksame Institution gesehen, die für Zusammenhalt und Toleranz in der Gesellschaft sorgt. Eine neue Bedeutsamkeit der Kirche für die Gesellschaft nehmen sie nicht wahr. Kirche muss sehen, dass die Gruppe der jungen Erwachsenen eigentlich so gut wie nichts mehr von ihr erwartet.
- Was für sie bleibt, ist ihr „Glaube“, der Halt gibt und einen Rahmen für eigenes Verhalten aufzeigt. Seine inhaltliche Konturierung ist unklar; stark ist der Glaube an sich selbst. Dieser Glaube braucht für sie deswegen keine Institution, kein organisiertes Umfeld, wie Kirche es bietet. Spezifisch christliche Konturen eines Glaubens (z.B. der Bezug auf Jesus Christus) finden sich nur unter den näher Religiösen.
- Deutlich wird: Diese jungen Menschen leben ein stark auf sich selbst bezogenes Leben (im Rahmen ihrer Familien). Alles, was darüber hinaus Geltung beansprucht, muss sich vor den damit verbundenen Interessen und gegebenen Werten bewähren. Glaubenssysteme und Institutionen sind in keiner Weise mehr selbstverständlich. Religion, wenn es sie noch gibt, realisiert sich im Selbstgespräch und wird nicht mehr öffentlich.
- Lassen sich in diesen Einstellungen noch – wenn auch ferne – Anklänge an christlichen Glauben erkennen, an die die Kirche in irgendeiner Weise anknüpfen könnte? Oder haben wir es hier mit einer erkennbar postchristlichen Generation zu tun, die fast alle Brücken zur Kirche abgebrochen hat? Vieles spricht für das Letztere.

# Ich, meine Familie und der liebe Gott – Eine postchristliche Generation?

Gerhard Wegner

„Every generation got its own disease“ – so rockte es einst „Fury in the Slaughterhouse“ in die Welt und fügte nicht nur hinzu: „And I’ve got mine“ sondern auch: „Babe, help me please!“ Der Song war düster und depressiv: „Let’s shake hands with plastic gloves and watch out for the last white doves“. Ein einziger Schrei nach Hilfe. Von Selbstzufriedenheit keine Spur. Das Leben war ganz und gar nicht in Ordnung: „And someone said live fast, die young. But the time runs always faster, son.“ So war das Lebensgefühl nicht weniger noch vor 25 Jahren – gespiegelt von dieser hannoverschen Kult-Band. Jede Generation trägt ihre Deformationen mit sich (und kultiviert sie auch nicht selten). Das ist doch mal eine Einsicht! Jeder hat seine Handicaps – niemand hat den vollen Durchblick! Und dafür kann man nichts, denn für die Verhältnisse unter denen man aufwächst, kann man als junger Mensch nicht verantwortlich sein. Diese Einsicht kann bei aller ihr innewohnenden hemmenden Funktion auch etwas tröstlich-solidarisches haben: man bleibt auf die anderen angewiesen. Ein Generationenzusammenhang ist gestiftet. Es gilt, sich etwas anzueignen – und etwas weiterzugeben. Wo man stark ist, da ist man schwach: so wird man erwachsen. Ich brauche die Anderen, um durchs Leben zu kommen. Das Ich bleibt im Wir eingebettet.

## Die Ich - Gesellschaft

Aber gilt das wirklich für jede Generation, wie damals der Song behauptete? Blickt man in die Studie des SI über 19- bis 27-Jährige hinein, so kommt man schnell ins Zweifeln. Das Ich eingebettet im Wir? Geradezu provozierend selbstgewiss kommt diese jetzige junge Generation daher. Was ist das Wichtigste in ihrem Leben? Antwort ganz klar: Natürlich: ICH! Ich selbst. Was sonst? Und dann lernen wir noch: dieses Ich ist allerdings ganz und gar nicht allein – es lebt in einem

intimen, geschlossenen Resonanzraum: der Familie. Sie ist sozusagen das ausgedehnte Ich. Sie ist der mit großem Abstand wichtigste Lebensbereich. Das bestätigen auch andere Studien. Verblüffend z.B.: Fast 3/4 aller Jugendlichen würden ihre Kinder so erziehen, wie ihre Eltern sie erzogen haben (ermittelte die letzte Shell-Jugendstudie 2015). Sicherlich gibt es auch Konflikte, aber im Kern: Eine wahrhaft heile Welt, in der diese Generation aufgewachsen ist. Eltern und Kinder sind beste Freunde. Und das ist ja auch gut so. Wer würde denn etwas anderes wünschen wollen? Kompliment an die Elterngeneration, die das geschafft hat! Völlig undenkbar in meiner Generation (ich bin jetzt 65).

Und so kommen einem nun auch andere, aktuellere Lieder in den Sinn: „Du kannst zu den Sternen fliegen, am Orion vorbei, im Marianengraben tauchen – fühl dich frei. Ich bin für immer dein Freund!“ (Gruppe „Ich und Ich“). Freiheit, Ermutigung, Zuspruch total: Du bist das Größte! Wie man hört wird dieses Lied nicht selten bei Taufen gewünscht. Ist das das Gottesbild dieser Generation? „Du kannst alles machen! Ich halte zu dir!“ Es hat ohne Frage eine große Faszination. Nicht mehr der mit seinen Geboten einengende, gar Gehorsam und Nachfolge fordernde biblische Gott, an den ich glauben soll – ja für den ich da bin, dominiert das Geschehen. Es ist genau umgekehrt: dieser Gott glaubt an mich! Er ist die große Resonanzkugel, die zurückschallt, wenn ich schreie: „Kann mich irgendjemand hören? Ist da draußen irgendwer?“ („Joris“) Aber ist das wirklich mehr als narzisstische Selbstverliebtheit und Gott eine reine Überhöhung meines Ich? So etwas wäre heilbar, gerade mit der Hilfe des christlichen Gottes, aber dazu müsste man erst einmal die Einsicht in die eigene Krankheit gewinnen. Und da sind die Familien davor.

Andererseits: Dass Gott mich hört, wenn ich zu ihm rufe, ist ja nun in der Tat tiefste christliche Glaubensüberzeugung. Ja, und auch, dass er mich beschützt, gar gegen meine Feinde und mir in ihrem Angesicht einen Tisch bereitet – archaischer geht es gar nicht mehr. Selbst, dass der Segen nicht nur über mir allein sondern auf meiner Familie liegt, steht in der Bibel. Und auch, dass er Menschen beauftragt: Einzelne beruft und mit Vollmacht ausstattet, in seinem Namen zu reden und zu handeln. „Folge Deiner Berufung!“ – das ist auch ein zentrales Thema im christlichen Glauben (nicht nur auf den derzeitigen Plakaten der Bundeswehr). Insofern: dass Gott sozusagen an mich glaubt, bevor ich an ihn lerne zu glauben, ist tiefste Glaubensüberzeugung und liegt jeder Taufe zugrunde: „Du hast mich gebildet im Mutterleib. Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin.“ (Psalm 139,13) Mein Narzissmus ist in Gott immer schon aufgehoben. Aber deswegen immer auch schon gebrochen, denn ich habe mich nicht selbst erschaffen, und ich berufe mich nicht selbst. Insofern bin ich selbst niemals das Wichtigste, sondern stets Teil des Ganzen. Und natürlich ist es schön, wenn es mir gut geht – niemand: kein Mensch keine Kirche hat das Recht mir Leiden zuzumuten – aber der Sinn meines Lebens besteht doch nicht in meinem Wohlleben. Wo sollte solch eine Lebenseinstellung denn enden?

### Ambivalenzen der Individualisierung

Nun hat die letzte, jetzt langsam abtretende Generation, in langen Jahren gelernt, Prozesse der immer weiteren Ausbildung und Kultivierung des Ich als Individualisierung nicht nur anzuerkennen, sondern auch zu fördern. Schon früh wurde deutlich, dass mit ihr eine möglicherweise durchaus gefährliche Desinstitutionalisierung der Gesellschaft einher gehen könnte: aufgelöst in Bedürfnisse der vereinzelt Subjekte bildet sich nur noch temporär Gemeinschaft und Solidarität heraus. Keine Institution der Welt geht allein im Nutzen für Einzelne auf. Sie steht immer auch für das Ganze. Statt zu den Sternen zu fliegen oder im Weltall nach Resonanzen zu forschen, wäre die Begegnung mit den Anderen, mit denen wir zusammenleben, Kooperation, soziales Engagement,

Schaffung von Zusammenhalt zentral. Aber in dieser Hinsicht ist das Interesse – freundlich gesagt – begrenzt. Weder bestimmt die Gesellschaft nennenswert mein Leben (was natürlich andererseits auch wieder ein Zeichen von Freiheit ist!), noch aber auch fühle ich mich überhaupt noch irgendwo außerhalb meiner privaten Kreise eingebunden. Soziales Engagement? Nur 8% insgesamt halten das persönlich für wichtig (aber immerhin 16% von denen, die sich als religiös bezeichnen) – das Leben zu genießen und Spaß zu haben allerdings 38% (bei den Religiösen immerhin nur 23%). Es gehört nicht zu den 5 wichtigsten Punkten im Leben. Allgemein kann es natürlich dennoch von Bedeutung sein: Im letzten Freiwilligensurvey 2014 gaben 46,9% der Altersgruppe an, freiwillig engagiert zu sein. Die großen Sorgen der Menschen zwischen 19 und 27 Jahren richten sich auf Krankheit, Tod und Alter – Klimawandel etc. kommt weiter hinten.

Andererseits hat das Ganze hat auch wiederum einen großen Charme: Die Entfaltungsmöglichkeiten der je Einzelnen explodieren. Der Flug am Orion vorbei bleibt kein Traum. Gestellt auf sich allein (bzw. auf seine Familie) ist fast alles möglich. Zentral sind die diesbezüglichen Versprechen der Ökonomie, insbesondere der Kommunikationsökonomie. Ihr geht es längst nicht mehr um die Beseitigung des Mangels, sondern um die Verzauberung der Menschen mit ihren Produkten. Die Fülle, der Überfluss ist reale Verheißung. Das neoliberale – sozialdarwinistische Paradigma toppt das alles noch: der aller sozialen Verpflichtungen ledige Einzelne ist das attraktive Role – Model dieser Welt. Ihn und sie treffen wir in unserer Studie wieder. Fast erinnert das an Lucky Luciano: Die Familien sind die organisierenden Banden dieser Welt, die auf Moral und Gesetz keine Rücksicht nehmen.

Vielleicht ist das übertrieben. Aber wie dem auch sei: Man hat die Lektionen der neuen Welt perfekt gelernt: „So etwas wie Gesellschaft gibt es nicht!“ (Margaret Thatcher) Und ist glücklich und zufrieden damit. „Hauptsache, mir geht es gut!“ Oder als echte Karikatur:

„Wenn jeder an sich selber denkt, ist an alle gedacht!“ Mit Individualisierung war immer noch ein letzter Bezug zum Ganzen, zur Gesellschaft verbunden. Aber nun? Singularisierung ist der neue Trend!

### „Die Anderen“: Religiöse Menschen

So der generalisierte Blick auf alle. Aber nun gibt es noch – wie eben schon angedeutet – die „anderen“, diejenigen, die sich selbst als religiös einstufen. Der Blick auf die Charts dokumentiert einige ihrer Charakteristika. Insgesamt sind es etwa 19% der jüngeren Menschen – also gar nicht mal so wenige. Wobei man aber gleich sehen muss: unter ihnen ist der Anteil der jüngeren Muslime überproportional hoch: während sie insgesamt etwa 6% Bevölkerungsanteil in unserem Panel aufweisen stellen sie gut 20% der Religiösen! Unter den volkswirtschaftlichen Mitgliedern umfassen sie etwa 19%. Allerdings teilen die Religiösen viele der Orientierungen aller, was z.B. die Rolle der Familie, von Arbeit und Freunden anbetrifft und äußern sich im Blick auf das Ich zwar deutlich weniger entschieden (72% gegenüber 84% bei allen) aber immer noch ganz überwiegend zustimmend. 25% finden es wichtig, etwas zu haben, an das man glaubt.

Ansonsten glauben 69% an Gott (24% aller), wenn auch nur 19% an einen personifizierten Gott. 45% stehen zu ihrem Glauben und 38% vertrauen auf Gott in schwierigen Situationen. Bei 25% spielt der Glaube im Alltag eine Rolle und 26% haben das Gefühl, dass Gott in ihrem Leben eingreift. In allen diesen Aspekten findet sich bei der großen Mehrheit der Nicht-Religiösen kaum etwas an Zustimmung: die Differenz ist folglich deutlich. Allerdings erreicht auch bei den Religiösen nur der Glaube an Gott eine deutliche Mehrheit an Zustimmung, alle anderen Angaben erreichen nur Werte unter 50%. Zudem: Nur 17% von ihnen fühlen sich in eine Kirchengemeinde eingebunden, was allerdings der fluiden Lebenssituation geschuldet sein mag.

Einer näheren Erhellung der Situation dienen die Gespräche in den vier Fokusgruppen, die insgesamt erstaunlich große Übereinstimmungen untereinander und mit der quantitativen Studie zeitigten. Die Zusammenfassungen

der Diskussionen belegen es deutlich. In ihnen trafen sich Menschen, die zumindest bis vor Kurzem der Kirche angehörten und eine „mittlere Verbundenheit“ mit ihr aufwiesen. Die Familie bleibt auch hier im Fokus an erster Stelle und in ihr „Ich selbst“. Die Selbstperspektive dominiert: Man soll und kann sein Leben selber steuern; Schutzengel sind gut, aber ansonsten ist das Leben offen und nichts vorherbestimmt. Kirche und Religion bieten aktuell wenig Anknüpfungspunkte. Fragt man aber ausdrücklich nach dem eigenen Glauben so wird in diesen Gruppen dennoch eine stärkere christliche Verankerung deutlich, die oft in der Familie ihren Ausgangspunkt hatte. Der Glaube ist dabei aber ihre sehr individuelle, ja innere Angelegenheit: es findet so gut wie kein Austausch über den eigenen Glauben statt. Er zeigt sich im „Selbstgespräch“: in Gebeten, im Nachdenken über religiöse Themen. Öffentlich wird er so gut wie nicht. Damit wird hier Religion endgültig unsichtbar – etwas, was lange vorausgesagt und in der 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD bereits angekündigt werden konnte.

### Möglichkeiten der Kirche

Und die Kirche? Was will diese selbstbewusste Generation von ihr noch hören? Zunächst mal schlicht nichts mehr – erst auf Nachfrage und Insistieren kommen dann doch einige tragende Erinnerungen. Sie sind aber nicht sonderlich prägnant: mit Christus und dem Heiligen Geist zu kommen wäre wohl eher schockierend und abstoßend. Aber das tut ja heute auch kaum noch jemand in der Kirche. Eine lockere Einstellung zur Kirche, die, wenn überhaupt, längst in Richtung Zugehörigkeit – oder besser vielleicht gesagt: bloßer Wertschätzung – geht, gibt es längst. Da braucht die Kirche keine Schwellen mehr zu senken. Und bewusste Mitgliedschaft („Ich bin Kirche!“) ist selten anzutreffen. Ist das die Zukunft? Was man gerne von der Kirche hören würde, wären vermutlich – wie bei jeder Generation – Affirmationen der eigenen Grundhaltungen: des Ich-Selbst und der Familie. Das ist auch, wie gesagt, theologisch durchaus möglich. Aber wohl nicht bruchlos. Eine transzendente Anrufung meines Ichs lässt mich nicht so bleiben, wie

ich glaube zu sein. Das Gegenteil trifft eher zu. Gottes Rechtfertigung gilt dem Sünder, der ich bin: Ich bin nicht so toll, wie ich mir das gerne einbilde. Und erst durch Gottes Zuwendung werde ich ein wirklich liebender Mensch. So jedenfalls kann man das in der Kirche hören. Ich bin auf jeden Fall nicht allein durch mich selbst (und meine Familie) geworden, was ich bin, sondern ich bin ein Geschenk Gottes: Von ihm mit mir selbst beschenkt. Genau diese Dynamik macht mich gemeinschaftsfähig und solidarisch.

Ein säkularisiertes Abbild dieser Haltung – der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott – war noch in der vorherigen Generation die Schuldigkeit „der Gesellschaft“ für alles Mögliche. Auch das war eine generationelle Krankheit. Aber sie hielt immerhin noch die Vorstellung von prägenden Mächten außerhalb von mir selbst wach, denen man nur gemeinsam – in Parteien und Bewegungen und mit Institutionen – wirksam begegnen könnte. Das scheint vorbei zu sein. Was heute bleibt, sind letztlich nur noch Familien, Banden.

Und die Familie? Klassisch sind Familienwerte als solche christlich affin und die Kirche reproduziert sich in enger Symbiose mit Familien. Gott ist Vater und Mutter zugleich; die heilige Familie: Joseph und Maria und Jesus werden zu Weihnachten immer wieder nachgespielt ... Gott hat eine Familiengestalt; er ist sozusagen eine virtuelle Familie. Jesus hat das bekanntlich nicht ganz so eng gesehen, aber in dieser Aufstellung konnte religiöse Sozialisation jahrhundertlang „gelingen“. Einen Nachklang davon gibt es in den Gesprächen immer noch. Und mehr noch: wer als Kind nie diesen heiligen Klang hören konnte, der ist schnell ganz außen vor und kann mit Gott gar nichts mehr anfangen. So bleibt die Verknüpfung von Kirche und Familien elementar. Kann sie durch Kindergärten, Kinder- und Familienarbeit in den Kirchengemeinden oder durch den Religionsunterricht in der Schule ersetzt werden? Erkennbar leistet der Konfirmandenunterricht – auch in der Erinnerung unserer jungen Menschen – eine Menge. Das ist eine große Leistung der Pastorinnen und Pastoren und anderer, die

ihn erteilen. Die Konficcamps aller Art sind wirklich toll! Am „wirksamsten“ allerdings sind sie bei denen, die von zuhause schon etwas mitbringen.

Man könnte nun weitere „Angebote“ der Kirche durchgehen – das Muster bleibt gleich. Sicherlich erfährt all dies Wertschätzung – für die anderen, die Älteren, Schwächeren, Kranken – nicht für mich. Und diese Sicht ist ja nun nicht neu, bloß dass diese Anderen immer weniger werden. Alles das, wofür Kirche und Religion nützlich sein könnten – bis hin zur Kontingenzbewältigung bei Krankheit und Tod – lässt sich auch anderswo bekommen – und vielleicht sogar in besserer Qualität. Da hilft keine pointierte Öffnung der Kirche, kein Niederreißen von irgendwelchen Schwellen, die gar nicht das Problem sind. Die Evangelischen Studierendengemeinden z.B., so fand eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD vor einigen Jahren heraus, können noch so tolle Angebote machen: ihr Image als ein geschlossener Kreis von kauzigen Frommen lässt sich nicht wirklich verändern.

Und dennoch liegt ja gerade hier vielleicht der Schlüssel zum Ganzen: Christlich religiöse Kommunikation verläuft, wenn sie überhaupt noch Anlässe findet, höchst selbstreferentiell ab. Das meint: sie ist immer weniger allgemein plausibel und braucht immer häufiger die Bestätigung unter „Ihresgleichen“: glaubenden Menschen und christlicher oder allgemein religiöser Symbolik als Kontext. Außerhalb davon bleibt sie bestenfalls unsichtbar oder ist schlicht gar nicht existent (was sozial gesehen dasselbe ist). Niklas Luhmann behält mit seiner berühmten Prognose Recht: „Es gibt keine außerreligiösen Gründe mehr, religiös zu sein.“ Für die jüngeren Menschen zwischen 19 und 27 Jahren trifft das auf jeden Fall zu.

Folglich muss der christliche Glaube – und seine Agentur, die Kirche – seine Fremdheit in dieser Generation wahr- und annehmen. Es ist eine – vielleicht die erste – wirklich postchristliche Generation. Gott ist weitgehend verschwunden. Und es ist nicht nur vergessen, dass man

ihn vergessen hat: Es hat sich ein anderer Gott auf den Thron gesetzt: „Ich weiß nicht, ich würde mich vielleicht selber an die Stelle von Gott setzen.“ Die Begründung dafür ist schlicht zwingend: „Nicht, weil ich selbst perfektioniert bin, aber wenn wir die ganze Zeit davon sprechen, dass man alles selbst in der Hand hat, gibt es ja außer uns Niemanden, der das so streng leitet und dadurch, dass wir die Entscheidungen treffen, sind wir auch dafür verantwortlich.“ Euphorisch klingt das nicht – und dafür gibt es ja auch keinen Grund. Man muss selbst die Welt tragen. Lässt sich daran noch irgendwie anknüpfen – lassen sich da noch Brücken zur Kirche bauen? Braucht es nicht vielmehr so etwas wie .... „Bekehrung“? Das ist sicherlich viel zu massiv. Und man darf auch das auch überhaupt nicht sagen, ohne exkommuniziert zu werden? Was bildet der von der Kirche sich da ein?

Vielleicht besser denn doch so: „Da ist jemand, der dein Herz versteht und der mit dir bis ans Ende geht. Wenn du selber nicht mehr an dich glaubst, dann ist da jemand der dir den Schatten von der Seele nimmt und dich sicher nach Hause bringt. Immer wenn du es am meisten brauchst, dann ist da jemand!“ (Adel Tawil)

**SOZIALWISSENSCHAFTLICHES**  
**INSTITUT**

der Evangelischen Kirche in Deutschland 

[www.si-ekd.de](http://www.si-ekd.de)

**creo**  
media  
[www.creo-media.de](http://www.creo-media.de)

